

BLIZZARD ENTERTAINMENT

Kreuzritter: Das Ende ihrer Reise

Robert Brooks

I

Behandschuhte Hände stießen die Tür des Gasthauses mit einem Knall auf. Wirbelnde Fäden aus Sand ergossen sich in den Schankraum. Reythers Besen hielt inne. Er starrte. Alles, was der Junge im verblässenden Zwielflicht erkennen konnte, war eine Silhouette im Türrahmen.

Für einen langen Moment wurde die Stille nur vom endlosen Summen des Sandsturms unterbrochen.

Die Gestalt trat vor. Schwere Rüstung klirrte. Eine weiße Tunika, verziert mit einem seltsamen Symbol, floss über ihre Brustplatte. Es war jedoch die Waffe, die Reythers Blick auf sich zog. Eine kurze schwarze Kette verband einen Griff mit einem böse aussehenden, stachelbewehrten Gewicht. Der Mann trug sogar einen schweren Schild, der größer war als Reyther selbst. Die Rüstung ließ den hölzernen Boden des Gasthauses mit jedem Schritt erbeben. Der Kopf der Gestalt, von einem massiven Helm umschlossen, wandte sich dem Jungen zu.

Reyther hatte zu viel Angst, um wegzulaufen. Also starrte er nur. Und wartete.

Der Mann hob eine Hand an seinen Helm, um ihn abzunehmen. Wallende braune Haare fielen auf seine Schultern – *ihre* Schultern. Reythers Mund öffnete sich vor Schreck. *Das ist eine Frau!* Er hatte in seinem Leben noch nie eine solch filigran verzierte, furchteinflößende Schlachtrüstung gesehen, nicht einmal unter den Elitewächtern der Händler, die die Stadt durchreisten – und diese Truppen bestanden stets aus Männern.

Wenigstens nahm Reyther das an. Tatsächlich hatte er noch nicht besonders viele von ihnen aus der Nähe gesehen.

Die Frau hustete, und Sand löste sich aus ihrer Rüstung. War sie etwa in diesem Sandsturm draußen umhergelaufen? Das wäre Wahnsinn. Sie blickte Reyther an und lächelte. Es war ein sanfter, gütiger Gesichtsausdruck. „Lass mich raten“, sagte sie. „Du bist der Sohn des Gastwirts?“

Reyther schluckte und nickte. „Vater?“ rief er, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

Vom oberen Stockwerk des Gasthauses war ein Grunzen zu hören. „Jau, Junge? Mit'm Fegen fertig?“

„Wir haben einen Gast.“

„Nich' bei diesem Wetter, möcht' ich meinen“, sagte er, während er die Treppe hinabstieg. „Was willst du ... oh.“ Sein Gossendialekt verschwand augenblicklich, und warme Worte – die Sprache, die er für Gäste reservierte – nahmen seinen Platz ein. „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr ... meine Dame, meine ich. Ich hatte keine Neuankömmlinge erwartet. Jedenfalls nicht bei diesem Sturm.“ Seine charmante Aufführung wurde ein wenig von den nervösen Blicken getrübt, die er auf die Rüstung der Frau warf. „Willkommen im Oasengasthof. Soll es ein Zimmer für Euch beide sein?“

Beide? Reyther ließ seinen Blick schweifen. Er hatte die Begleiterin der Frau, ein Mädchen in einfacher Kleidung, gar nicht bemerkt. Sie war jünger. Genauer gesagt war sie etwa so alt wie Reyther. Dank der fehlenden Rüstung machte sie jedoch einen etwas

windgebeutelten Eindruck. In ihren Haaren hatten sich Sandkörner abgelagert. Reyther beschloss, dass er das großzügig übersehen könnte.

Die Frau setzte ihren Schild sanft auf den Boden. „Ich höre, Ihr seid ein Bücherliebhaber und leiht Euren Gästen gern welche aus. Stimmt das?“

Bücher? Diese Zwei hatten sich durch einen Sandsturm gekämpft, um *Bücher* zu finden?

„Ihr habt richtig gehört, meine Dame“, sagte sein Vater. „Manche sagen, mein Gasthof verfüge über die beste Bibliothek von Kehjistan. Außerhalb von Caldeum natürlich.“

Sie lächelte. „In diesem Fall würden wir hier gern nächtigen“, sagte sie. „Unter einer Bedingung: Ihr müsst mich nicht mit ‚meine Dame‘ anreden. Ich heiße Anajinn.“

„Natürlich, gnädige Fr..., Anajinn! Im Oasengasthof ist heute viel Platz.“ Reythers Vater breitete freundlich die Arme aus. „Nicht viele sind so mutig wie Ihr – bei diesem Wetter zu reisen.“

Der zweite Neuankömmling lachte. „Mutig. Klar. In einen Sandsturm zu geraten. Ich kann schon hören, wie die Dichter sich darum reißen, Sonette über unsere Waghalsigkeit zu verfassen.“ Reyther lächelte sie an. Sie erwiderte seinen Blick und lächelte nach einem kurzen Innehalten zurück.

Die gerüstete Frau grinste. „Vielleicht sind wir ein wenig überrascht worden. Vielleicht hätten wir ein paar Tage früher ankommen können, wenn ein gewisser Knappe hätte Schritt halten können.“

„Vielleicht war der gewisse Knappe nicht diejenige, die jede einzelne Höhle in der Wüste erkunden musste“, sagte der Knappe.

„Vielleicht.“ Anajinn zog einen ihrer Panzerhandschuhe ab und drehte ihn um. Ein kleiner Wasserfall aus Sand ergoss sich auf den hölzernen Boden. Reyther verzog das Gesicht. Das würde er auffegen müssen. „Immerhin haben wir etwas erreicht“, fügte Anajinn in trockenem Tonfall hinzu.

Der Gastwirt neigte fragend den Kopf, aber er bekam keine weitere Erklärung. „Nun, ich bin sicher, dass Ihr beide durstig sein müsst – und der Oasengasthof hat immer reichlich kühles Wasser auf Lager“, sagte Reythers Vater. „Reyther? Würdest Du unseren Gästen zwei Becher bringen?“ Er hielt inne und sah den Jungen an. „Reyther?“ Er schnippte laut mit den Fingern.

Reyther fuhr zusammen, richtete sich auf und riss seinen Blick von dem Knappen los. „Wasser. Ja, Vater.“ Er griff sich zwei Becher, öffnete die Falltür im Boden und senkte Schöpfkellen in die Wasserfässer.

Er war froh, für einen Moment hinter dem Tresen verborgen zu sein. Die Begleiterin der gerüsteten Frau ... Reyther fiel es schwer, ein Grinsen zu unterdrücken. Der Knappe hatte hellere, beinahe blonde Haare, länger als die ihrer Herrin, und ihre Augen leuchteten. Wie elegant ihr Kinn in Richtung ihres Halses geschwungen war ... sie hatte ihn sogar angelächelt. Ein kühles Lächeln, aber dennoch ein Lächeln.

Sie mag mich, dachte Reyther.

Reyther reichte den beiden Frauen ihre Becher. Beide stürzten den Inhalt in einem Zug hinunter. Er beobachtete den jüngeren Gast. Sie warf ihm einen fragenden Blick zu. Er sah weg.

„Folgt mir nach oben, dann werde ich Euch Euer Zimmer zeigen“, sagte Reythers Vater.

„Eigentlich würde ich jetzt gern die Bibliothek sehen“, sagte Anajinn. „Habt Ihr Bücher über die Stadt Ureh?“

Schnell hatte die Frau ihre Rüstung abgelegt und war Reythers Vater in die Bibliothek gefolgt, während ihr Knappe im Schankraum zurückblieb. „Hättest du einen Lappen und eine kleine Schüssel Wasser? Ich könnte schon mal mit dem Putzen anfangen“, sagte sie.

„Sicher“, sagte Reyther. Hinter dem Tresen suchte er die Gegenstände zusammen.

Der Knappe rief ihm zu: „Wenn ich es mir recht überlege – vergiss den Lappen. Ich werde ein Stück von meinem Hemd verwenden.“

„Das ist wirklich kein Problem. Wir haben genug.“

„Du bekommst den Lappen nicht zurück. Du wirst ihn nicht zurück *wollen*. Ich werde ihn verbrennen müssen, wenn ich damit fertig bin“, sagte der Knappe.

„Das ist in Ordnung“, sagte Reyther als er mit der Schüssel und dem Lappen zurückkehrte. Er schenkte ihr sein gewinnendstes Lächeln, die Sorte Lächeln, die die Tochter des Gemischtwarenhändlers um die Ecke dazu brachte, mit den Wimpern zu

klimpern – Bea war ihr Name. Reyther verdrängte das Nachbarsmädchen aus seinen Gedanken. „Wir haben genug.“

„Danke“, sagte der Knappe. Sie hatte eine seltsame Reinigungstechnik. Sie tunkte einige Finger in die Schüssel und ließ nur ein paar Tropfen das Tuch benetzen. Sie begann, die Brustplatte abzuwischen – eine dicke Metallplatte mit filigran geätzten Verzierungen und Details.

Reyther setzte sich neben sie. „Brauchst du Hilfe?“

„Nein, danke.“

Der Junge nickte und lehnte sich vor. „Was bedeuten diese Symbole? Sie sehen aus wie Zeichen der Zakarum.“

„Das sind sie.“

Reyther war beeindruckt. „Wirklich? Deine Herrin ist ein Paladin? Ich habe schon viele Paladine durch die Stadt kommen sehen. Sie ist viel hübscher als die meisten Paladine.“ Dann, dem Gefühl folgend, dass dies ein passender Moment war, fügte er hinzu: „Du auch.“

Sie schenkte ihm ein weiteres kühles Lächeln. „Anajinn ist kein Paladin.“

Reyther nickte wieder. Das war ihm eigentlich egal. „Bleibt ihr lange in der Stadt?“

Der Knappe hielt den Lappen auf der Rüstung eng kreisend in Bewegung. „Vermutlich nicht. Das ist ihre Entscheidung. Ein paar Tage vielleicht, höchstens.“ Sie verzog einem

hartnäckigen Flecken gegenüber das Gesicht und tröpfelte ein paar weitere Wassertropfen auf das Tuch. Behutsam drückte sie den feuchten Lappen gegen die Rüstung. Einen Moment später schien sie zufrieden zu sein und fuhr mit dem Putzen fort.

„Ich habe gehört, wie sie gesagt hat, dass sie Ureh sucht. Ist sie eine Schatzsucherin? Wir haben hier alle möglichen Schatzsucher“, sagte Reyther. Er lehnte sich sorgsam in seinem Stuhl zurück und ließ die Schultern etwas hängen in der Absicht, entspannt und selbstbewusst zu wirken.

Sie musterte ihn. „Schatzsucherin? So habe ich das noch nie betrachtet. Die Bezeichnung ist fast passend.“ Mit einem letzten Blick auf Reyther – und seine Haltung – ging sie kopfschüttelnd wieder an die Arbeit.

„Ich heiße Reyther. Wie heißt du?“ fragte er. Sie lächelte, sagte aber nichts. Er wartete. Die Stille zog sich in die Länge. Na schön. Ihr Name war sowieso nicht wichtig. „Wenn sie kein Paladin ist, was ist sie dann?“

„Ein Kreuzritter“, sagte sie.

„Oh, klar. Ein Kreuzritter. Das wusste ich“, sagte Reyther. Sie warf ihm einen seitlichen Blick zu. Reythers Lächeln versiegte. Sie schien zu wissen, dass er log.

Eine weitere schweigende Pause. Reyther rutschte hin und her.

Immerhin redete sie mit ihm. Das war der erste Schritt, oder nicht?

Vor einem Monat hatte eine Gruppe Wachen Zimmer im Gasthaus gemietet und die meiste Zeit damit verbracht, die billigsten Getränke, die sie auftreiben konnten, hinunterzustürzen. Reyther hatte ihre Gesellschaft genossen. Einer von ihnen, ein braun gebrannter, verschwitzter Mann mit fleckiger Tunika und Rosazea-Flecken unter seinem schütterten Haar, hatte sich verpflichtet gefühlt, Reyther darüber aufzuklären, „wie die Dinge so laufen“. Der Großteil des Gesprächs hatte sich darum gedreht, „jedes hübsche kleine Ding“ zu einer gemeinsamen Nacht zu überreden – seine Worte.

Bring ein Mädchen dazu, mit dir zu reden, und sie hat Interesse. Bring sie zum Lächeln, und du hast die Hälfte geschafft, hatte die Wache ihm in lautem, angesäuseltem Flüsterton erzählt. Sein widerlicher Atem hatte sich scheinbar in Reythers Nase festgesetzt. *Lass sie glauben, dass ihr viel gemeinsam habt, Sorge dafür, dass sie weiter lächelt, und du hast gewonnen. Wenn sie aufhört zu lächeln, wechsel' das Thema. Mach' ihr Komplimente.* Reyther war darüber erstaunt gewesen, dass es so einfach sein könnte.

„Wie heißt du?“, fragte Reyther den Knappen erneut. Keine Antwort. „Musst du viel für deine Herrin putzen? Mein Vater lässt mich andauernd putzen.“ Noch immer keine Antwort. Reyther fuhr fort. „Mein Vater sagt immer, dass unseres das sauberste Gasthaus in Caldeums Rast sein muss.“

„Interessant“, sagte sie. Sie kratzte mit dem Fingernagel an einem weiteren widerspenstigen Fleck herum, dann riss sie die Hand hoch, als hätte sie sich verbrannt, wobei sie leise vor sich hin murmelte. Sie drückte mit einem trockenen Teil des Lappens fest auf den Fleck.

Reyther beobachtete sie genau. Sie lächelte nicht mehr. Er wechselte das Thema. „Wenn ihr eine Weile zu Fuß unterwegs wart, kannst du vielleicht ein heißes Bad vertragen. Wir haben hinten viele Wannen, und ich kann dir etwas Wasser heiß machen. Wenn du möchtest.“

„Vielleicht später“, sagte sie.

„Es würde gar keine Mühe machen“, beharrte er. Dann sagte er beiläufig: „Ich hätte nicht mal was dagegen, mit zu baden.“

Der Knappe ließ das Tuch sinken und starrte Reyther mit stechendem Blick an. „Wie bitte?“, sagte sie.

Reyther fühlte, wie ihm Hitze ins Gesicht stieg. Verzweifelt durchwühlte er seine Gedanken nach einer Erklärung. „Oh, es tut mir so leid! Ich hatte vergessen, dass sich das für manche Menschen nicht geziemt. Hier in der Wüste ist es nicht ungewöhnlich. Es hilft, wenn noch jemand da ist, um den Sand an schwer erreichbaren Stellen zu entfernen.“ Das machte alles nur noch schlimmer. Und wieder zog sich das Schweigen in die Länge ...

„Bitte“, sagte er und griff plötzlich nach dem Tuch. „Lass mich dir helfen.“ Schnell tauchte er es in das Wasser. Seine Hand strich kurz gegen ihr Haar, und er fühlte, wie ein Schauer seinen Arm hinauf lief. Ohne zu zögern drückte er den Lappen gegen die Rüstung und begann zu schrubben.

Der Knappe keuchte. „Halt—“

Als Reyther den Fleck mit dem nassen Tuch berührte, schien alles gleichzeitig zu passieren. Der Knappe schrie. Die Wasserschüssel stürzte um. Der Tisch unter der Schüssel stürzte um. Rauch, widerwärtiger Rauch, der nach Schwefel und verwesendem Blut roch, erfüllte die Luft. Reyther schrie und fiel aus seinem Stuhl. Der Knappe ergriff die Brustplatte und warf sie einer einzigen fließenden Bewegung aus der Tür. In hohem Bogen flog sie über die Terrasse in den Sandsturm.

Kurz bevor Reyther auf dem Boden landete, sah er eine grüne Flammenkugel, die sich blitzschnell über die Brustplatte ausbreitete und dann in einem Lichtblitz verschwand. Kurz nachdem Reyther auf dem Boden landete, stürzte der Tisch auf ihn, hielt ihn dort fest und nahm ihm den Atem.

Schreiend und unter Tränen rang Reyther darum, den Tisch wegzuschieben. Starke Arme hoben das Gewicht von seiner Brust. Anajinn, der Kreuzritter, starrte besorgt auf ihn herab.

Reythers Vater stolperte in den Schankraum, die Augen schreckgeweitet. „Was ist passiert?“

„Ausgezeichnete Frage“, sagte Anajinn. Die Augen des Kreuzritters sprangen von Reyther zu der draußen im Sandsturm liegenden Brustplatte und dann zu dem Knappen. Letzterer warf sie einen strengen Blick zu.

Zur Überraschung aller begann der Knappe zu lachen. Schluchzer reiner Fröhlichkeit erschütterten ihren Körper, und sie musste sich setzen, um nicht auf dem Boden

zusammenzubrechen. Reythers Vater sah empört aus. „Was in Akarats Namen ist mit meinem Sohn passiert?“

Der Knappe wischte sich Tränen aus den Augen und sagte genau das, was Reyther befürchtete. „Er hat angeboten, mit mir zu baden. Und dann hat er versucht, mir beim Reinigen der Rüstung zu helfen, um sich dafür zu entschuldigen.“ Ein weiterer Lachanfall erfüllte den Schankraum. „Es tut mir leid, Anajinn. Ich konnte nicht ahnen, dass er Wasser auf getrocknetes Dämonenblut bringen würde.“

„Er hat was getan?“ Reythers Vater blickte zwischen seinem Sohn und Anajinn hin und her. Reyther fuhr zusammen. „Getrocknetes was?“

Anajinn sah weiterhin ihren Knappen an. „Wirklich?“, fragte sie. Ihr Knappe unterdrückte ihr Lachen lang genug um zu nicken. „Wie viel?“ Der Knappe deutete mit ihren Fingern die Größe eines großen Flohs an. „Gut.“ Anajinn entfuhr ein Seufzer der Erleichterung. „Dann dürfte kein Schaden entstanden sein.“

Reythers Vater schien zwischen Besorgnis, Wut und Angst hin- und hergerissen. „Was für ein Schaden? Was hat mein Sohn getan?“

„Nichts Schreckliches, wie sich herausstellt“, sagte Anajinn. „Verschwinden ab und zu Karawanen auf dem Weg nach Caldeum? Ja? Ich glaube, sie werden zumindest ein paar Jahre lang keine Probleme mehr haben. Kurz bevor der Sandsturm eintraf, sind wir auf ein ... Nest gestoßen. Diese speziellen Kreaturen genießen die Nähe zu Wasser nicht besonders. Die Gründe sollten offensichtlich sein. Die Wüste war ein ideales Zuhause für sie.“ Mit gerunzelter Stirn nahm sie einen anderen Teil ihrer Rüstung in die Hand – eine

Beinschiene – und untersuchte sie genau. „Ich dachte, wir hätten alles Gefährliche entfernt, aber es ist schwer, gründlich zu sein, wenn man drei Tage lang von Sand geblendet wird.“ Sie verbeugte sich vor Reythers Vater. „Ich bitte untertänigst um Eure Vergebung. Auch wenn die Gefahr nur gering war, war die Fahrlässigkeit doch die meine.“

Reyther sah, wie sich die Lippen seines Vaters tonlos bewegten. Schließlich räusperte er sich. „Ich ... verstehe. Nichts ist passiert. Ich entschuldige mich ebenfalls. Für das Betragen meines Sohnes“, sagte er mit wütendem Blick auf Reyther.

„Oh, keine Entschuldigung nötig“, sagte Anajinn sofort. Wenn Euer Sohn es meinem Knappen angetan hat, habe ich nichts dagegen.“

Der Knappe seufzte. „Das ist nicht ...“

„Du musst dich nicht erklären“, unterbrach Anajinn sie, freimütig grinsend. „Junge Liebe. So wundervoll. Frühlingsblüten. Wüstenrosen und all das. Weißt du, nichts an deinem Kreuzritterschwur hindert dich daran ...“

„Mein Schwur? Nein“, grummelte der Knappe. „Mein guter Geschmack? Ja.“

Das schallende Gelächter seines Vaters trieb Reyther zurück in die Hauptspeisekammer des Gasthofs. Er macht es zu seiner Hauptaufgabe, den beiden Frauen für den Rest ihres Aufenthalts aus dem Weg zu gehen, der etwa eine Woche lang andauerte.

Er war größtenteils erfolgreich. Einmal suchte der Knappe ihn auf und versuchte, sich für ihre letzte Bemerkung zu entschuldigen.

„Anajinns Sinn für Humor färbt auf mich ab. Wir können manchmal ... bissig zueinander sein, aber das ist keine Rechtfertigung. Mir tut leid, was ich gesagt habe.“

Reyther murmelte und winkte ab. Sie und ihre Herrin schienen sowieso verrückt zu sein. *Dämonenblut*. Er schüttelte den Kopf. Das musste eine Lüge gewesen sein. Alles andere wäre lächerlich.

„Komische Frau“, bemerkte Reythers Vater nach ihrer Abreise. „Könnt’ aber wetten, dass sie was auf dem Kasten hat. Hat sich Kreuzritter genannt. Interessante Geschichte. Sie ist aus den Sumpflanden. In die Wüste übergekommen, um irgendwas Religiöses zu finden, schätz’ ich. Hätt’st sie mal danach fragen sollen. Faszinierendes Zeug.“

„Vermutlich“, sagte Reyther.

II

„Vergiss nicht zu kehren“, sagte Reythers Vater schwach. Ein Hustenanfall schüttelte seinen zerbrechlichen Körper. Er hielt beide Hände vor den Mund, doch Reyther konnte den Schleim sehen, der durch die Ritzen zwischen seinen dünnen Fingern floss.

„Gasthaus ... sauber ...“

„Das werde ich nicht, Vater. Iss deine Suppe“, sagte Reyther.

„Kann nicht ... mag den Geschmack nicht ...“

„Bea hat sie heute Morgen nur für dich gemacht“, sagte Reyther mit mehr Geduld, als er verspürte. „Du brauchst deine Kraft. Iss alles auf.“

Er schloss die Tür fest und ging zurück in den Schankraum. Das Mittagessen war vor Stunden serviert worden, und an den Tischen waren nur drei Gäste übrig: die beiden müden Händler, die sich über die Preise des Weins aus Westmark unterhielten und der religiöse Kerl, der still durch ein dickes Buch blätterte. Reyther stellte sich hinter den Tresen. Seine Frau schärfte eines der Kochmesser.

„Würdest Du meinem Vater etwas Tee bringen?“, bat Reyther. „Es geht ihm heute nicht gut.“

„Kannst du etwas Honig für ihn erübrigen?“ fragte Bea mit mitleidigem Blick.

Reyther seufzte. Honig war in den letzten Monaten teuer geworden. Der Händler aus Tristram war spät dran. Reyther hoffte, dass er in der nächsten Woche zurückkehren würde, aber wenn nicht, würde der Vorrat bald zur Neige gehen.

„Ich denke nicht.“ Auf ihren missbilligenden Blick hin fügte er schnell hinzu: „Wenn wir nicht genug Honig haben, werden unsere Gäste unzufrieden und unser Ruf könnte darunter leiden. Mein Vater würde das nicht wollen.“ Beas Gesichtsausdruck verfinsterte sich. „Ich bin sicher, er würde dir selbst sagen, den Honig wegzulassen, wenn er die Lage kennen würde. Dieses Gasthaus bedeutet ihm alles. Es ist sein Vermächtnis.“ Reyther rang kurz mit sich, dann hob er kapitulierend die Hände. „Na gut. Gib ihm den Honig. Ein kleines bisschen.“

Ihr finsterer Blick verfinsterte sich daraufhin eher weiter, doch sie machte den Tee – mit einem großzügigen Klecks Honig – und verschwand die Treppe hinauf.

Reyther seufzte erneut. Obwohl er nachgegeben hatte, war er sicher, dass sie es später wieder ansprechen würde. Sie schien es zu genießen, ihn sich ohne Grund schäbig fühlen zu lassen.

Die Tür des Gasthauses schwang auf. Schritte hallten durch den Schankraum. Reyther ließ seinen Blick einen Moment länger auf der Treppe verweilen, dann begann er mit seiner Willkommensansprache. „Willkommen im Oasengasthof, mein Herr. Womit kann ich dienen?“

„Mein Herr? Nun, wenigstens besser als , meine Dame“, sagte eine amüsierte weibliche Stimme.

Reyther wandte sich um. Die neue Besucherin trug schwere Rüstung, dieselbe schwere Rüstung, die er vor acht oder vielleicht neun Jahren gesehen hatte. Helm, Brustplatte, Schild, Streitflegel, ein weißer Wappenrock, der mit einem Symbol der Zakarum bestickt war – sie war es. Sein Mund öffnete sich vor Verblüffung.

Der Kreuzritter? „Ich ... bitte um Verzeihung, meine Dame“, sagte er ohne nachzudenken.

Sie kicherte gelassen. „Meine Dame.‘ Mein Name ist einfach Anajinn.“

„Verzeihung ... Anajinn“, sagte Reyther. War das ihr Name gewesen? Sie sah anders aus, als er sie in Erinnerung hatte. Ihr Haar war heller und länger, ihr Kinn schärfer, ihre Nase etwas kleiner. Seltsamerweise schien sie auch jünger zu sein.

Er konnte die Blicke der anderen Gäste im Schankraum spüren. Es war ein wenig beruhigend zu wissen, dass er nicht der einzige war, der durch ihr Aussehen

eingeschüchtert war. „Braucht Ihr ein Zimmer? Ist Euer Knappe bei Euch?“ Knappe. Sein Magen verkrampfte sich. Bilder eines umgedrehten Tisches und ein hartnäckiger Fleck tauchten in seinen Gedanken auf. Scham brodelte hoch, und schnell verbannte er die Erinnerung.

„Ich brauche nur ein Einzelzimmer. Ich habe noch keinen Knappen gefunden“, sagte sie. „Außerdem würde ich gern wieder Eure Bibliothek in Anspruch nehmen.“

Reyther führte sie aus dem Schankraum in Richtung der Bibliothek. „Natürlich. Wir haben die beste Bibliothek in ...“ Er verstummte und runzelte die Stirn. *Noch keinen Knappen gefunden?* Anajinn hatte bei ihrem letzten Besuch einen gehabt. Andererseits schien sich Reyther nicht richtig an die ganze Quälerei zu erinnern. Er verwarf den Gedanken. „Beste Bibliothek von Kehjistan. Außerhalb von Caldeum natürlich.“

Anajinn hielt mit seinem Tempo mit, wobei ihre Rüstung mit jedem Schritt laut klirrte. „Ich habe in dieser Wüste fast drei Dutzend Außenposten besucht, und ich glaube, Ihr und Euer Vater habt Recht“, sagte sie. „Ihr habt wirklich die größte Bibliothek, die ich je außerhalb einer Großstadt gesehen habe. Genauer gesagt habe ich in keiner Stadt wie dieser je etwas Vergleichbares gesehen.“

„Die Idee meines Vaters“, sagte Reyther. „Caldeums Rast ist nur klein, aber so gut wie jeder, der über die Südstraße aus oder nach Caldeum kommt, rastet hier. Die Oase, wisst Ihr? Die letzte Gelegenheit, Wasser zu bekommen, bevor man den schlimmen Teil der Wüste durchqueren muss. Mein Vater hat gemerkt, dass viele Akademiker und Gelehrte und religiöse Pilger ankamen, die nicht in der Taverne die Straße hinunter nächtigen wollten. Also hat er beschlossen, etwas Einladendes für sie zu schaffen. *Vergeudete Zeit*

und Mühen, fügte Reyther nicht hinzu. Wein und Schnaps ließen sich weitaus leichter in bare Münze umwandeln als ruhige Studienzimmer für Bettelstudenten. „Er ließ die Händler wissen, dass er bereit war, alle Bücher zu kaufen, die sie hatten.“

„Euer Vater. Geht es ihm gut?“

„Er liegt im Sterben“, sagte Reyther.

Anajinn neigte mitleidig den Kopf. „Gibt es etwas, das ich tun kann, um zu helfen? Darf ich ihn sehen?“

„Er ist dieser Tage nicht bei klarem Verstand. Ich würde ihn nicht gern mit alten Erinnerungen aufregen wollen.“

Anajinn betrachtete ihn kurz. „Wie Ihr meint.“ Die Bibliothekstür lag vor ihnen. „Sind seit meinem letzten Besuch viele neue Bücher hinzugekommen?“

„Ich glaube schon“, sagte Reyther. Er selbst hatte keine von ihnen gelesen. Er hielt die Tür auf. „Da wären wir.“

„Danke“, sagte sie.

Als sie zurücktrat, streifte eine Strähne ihres Haars Reythers Hand. Eine *blonde* Strähne, wie er gewahr wurde. Im Bruchteil eines Momentes wurde ihm alles klar – die Herrin, das braune Haar, der Name.

„Ihr ... Ihr seid nicht Anajinn. Ihr seid der Knappe!“

Er bekam ein verschmitztes Lächeln als Antwort. „Jetzt nicht mehr“, sagte sie.

„Aber ... die Rüstung ... Ihr sagtet, Euer Name sei Anajinn!“

„Das *ist* mein Name“, sagte die Frau.

Reythers Verwirrung wurde zu Wut. Er hatte den Eindruck, dass sie sich über ihn lustig machte. Schon wieder. „Das war der Name Eurer Herrin!“

„Und auch mein Name.“ Sie lächelte noch immer. „Ist das wirklich so seltsam?“

„*Ihr—!*“ Reyther senkte die Stimme. „Ihr sprecht, als ob Ihr sie *wärt*“, zischte er. „Wolltet Ihr mich hereinlegen? Habt Ihr mich beim letzten Besuch nicht genug beschämt?“

„Ich wollte nicht unhöflich sein. Ich bin ein Kreuzritter. Ich bin Anajinn“, sagte sie. „Wie meine Herrin. Und ihre Herrin vor ihr.“

„Ihr habt *alle* Anajinn geheißen?“

„Als ich den Schild meiner Herrin aufnahm, nahm ich auch ihre Aufgabe und ihren Namen an“, sagte sie.

„Ihren Schild aufnahm? Warum? Was ist passiert? Ist Eure Herrin ...“ *Tot?* Plötzlich wollte Reyther es nicht mehr wissen. Hastig wechselte er das Thema. „Sucht Ihr noch immer nach Büchern über Ureh?“

„Nein“, sagte sie. „Ich suche nach Informationen über die verlorenen Erinnerungen von Tal Rasha.“

„Ich ... verstehe.“ Das tat Reyther nicht. „Dann lasse ich Euch mal allein“. Hastig verließ er die Bibliothek und kehrte in den Schankraum zurück.

Bea erwartete ihn. „Ein neuer Gast?“ Reyther nickte steif. „Wer war sie?“ fragte Bea.

„Sie war vor ein paar Jahren hier. Ich glaube, sie könnte verrückt sein“, flüsterte er. Bea bedachte ihn mit einem skeptischen Blick.

Reyther räumte die Teller der Händler weg und brachte dem einsamen Mann, der an einem anderen Tisch saß, einen frischen Krug Wasser. *Sie ist verrückt*, dachte Reyther während er das Glas des Mannes bis zum Rand füllte. *Kein vernünftiger Mensch nimmt den Namen eines anderen an und versucht, sein Leben zu leben. Das ist nicht normal.* Kaltblütig dachte er darüber nach, wie lange es dauern würde, nach dem Tod seines Vaters alle Bücher in der Bibliothek zu verkaufen. Es könnte zum Besten sein, wenn dieser Kreuzritter keinen Grund hätte, je zurückzukehren.

Eine strenge Stimme unterbrach seine Gedanken. „Gastwirt.“ Es war der Mann, dessen Glas er soeben gefüllt hatte. Der religiöse Kerl. „Wer ist diese Frau? Die in der Rüstung.“

„Ich bin ehrlich gesagt nicht sicher“, sagte Reyther. Das war die Wahrheit. „Sie ist eine seltsame Person.“

Energisch schloss der Mann sein Buch. Auf dem Einband war eines der bekannten Symbole des Glaubens der Zakarum. Es war dem, das der Kreuzritter trug, erstaunlich ähnlich. Bei genauerer Überlegung fiel Reyther ein, dass dieser Mann bei seiner Ankunft selbst Rüstung getragen hatte, die Anajinns nicht unähnlich gewesen war. „War sie schon einmal hier?“ fragte der Mann.

In seiner Stimme lag eine Schärfe, die Reyther nicht gefiel. „Einmal. Vor Jahren. Ich war noch ein Kind“, sagte er in der Hoffnung, geringschätzig zu klingen. „Sie erschien mir seltsam. Nicht besonders vernünftig, aber harmlos.“ Dann fragte er sich, ob er die Absicht des Mannes fehlgedeutet hatte. „Seid Ihr ... mit ihr befreundet?“

„Nein.“ Im Vergleich zu seiner Stimme wäre Eis warm erschienen. „Aber nicht besonders vernünftig. Interessant. Was ist mit Euch, Gastwirt? Haltet Ihr Euch selbst für vernünftig?“

„Ich denke schon“, sagte Reyther.

„Tatsächlich? Warum würde ein vernünftiger Mann einer Ketzerin Unterschlupf bieten?“

Reyther machte einen Schritt zurück. „Was?“

„Ich habe das Symbol auf ihrer Rüstung gesehen. Auf ihrem Wappenrock. Diese Zeichen sind nicht als zierendes Beiwerk gedacht.“ Der Mann stand auf, sodass Reyther zum ersten Mal seiner kräftigen Statur gewahr wurde. „Ich bin ein Paladin der Hand von Zakarum. Ich vernichte Verderbnis und Häresie, wo immer ich sie finde.“ Er stieß einen Finger auf Reythers Brust. Der Gastwirt fiel fast hintenüber. „Ich spüre das Licht nicht in ihr. Ich spüre etwas anderes. Sie darf nicht in Eurem Gasthaus verweilen, wenn Ihr dem Glauben dient. Tut Ihr das, Gastwirt?“

„Ja, ja, natürlich“, quietschte Reyther.

„Warum duldet Ihr also ihre Anwesenheit?“ sagte der Paladin.

Reyther zitterte unter dem hochragenden Mann. Er hatte noch nie einen so wütenden Paladin gesehen. „Ich begegne allen mit Höflichkeit, die den Segen des Lichts für sich beanspruchen. Wie hätte ich wissen sollen, was sie ist?“ Ein Gedanke kam ihm in den Sinn. „Sie hat sich selbst einen Kreuzritter genannt. Ich bin davon ausgegangen, dass sie zu Eurem Orden gehörte. Vergebt mir“, sagte er, wobei er auf die Knie sank und sich niederwarf. „Ich fürchte, dass mein Unwissen mich in tiefe Sünde gestürzt hat. Könnt Ihr mir vergeben, werter Herr?“ Er hielt den Atem an.

Eine lange, lange Pause entstand. „Ein Kreuzritter?“ Reyther erlaubte sich einen schnellen Blick nach oben. Der Paladin sah in nicht einmal an. „Dieser Name – warum ...“ „Ihr müsst es mir nur sagen, und ich werde sie sofort aus meinem Gasthaus entfernen lassen, werter Herr“, hauchte Reyther.

Der Paladin schien gedankenverloren. „Ja. Sagt ihr, sie soll mich vor der Tür treffen. Ich werde ihre Absichten selbst überprüfen. Und wenn nötig, werde ich mich um sie kümmern.“ Er schritt die Treppe hoch und nahm sein Buch mit.

Reyther stand unbeholfen auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. *Das ist gut*, sagte er sich. Anajinn könnte ihre eigenen Probleme mit dem Paladin lösen. Draußen. So weit vom Gasthaus entfernt wie nur möglich. Er konnte hören, wie der Paladin im oberen Stockwerk umherstampfte. Das klappernde Geräusch bedeutete, dass er Rüstung anlegte. Reyther erschauerte.

Aber er wollte nicht, dass Anajinn wusste, wie viel Angst er hatte. Sie hatte schon seine Demütigung durch etwas Wasser und Blut mitangesehen. Nein, beschloss er. Er würde

ihr einfach sagen, dass sie gehen sollte. Der Rest war unwichtig. Dies war Reythers Gasthaus – oder das würde es sein, wenn sein Vater erst tot war – und er wollte, dass sie verschwand. Das war vernünftig.

Anajinn las ein dickes Buch, als er die Bibliothek betrat. „Anajinn, oder wie immer Ihr auch heißen mögt, Ihr müsst jetzt gehen.“ Sie sah zu ihm hoch und blätterte um, wobei sie beim Lesen mit ihrem behandschuhten Finger den Zeilen folgte.

„Ich habe da draußen ein paar wütende Worte gehört“, sagte sie.

„Da ist ein Mann ... ein Paladin. Er sagt, Ihr seid eine Ketzerin“, sagte Reyther.

Sie lachte. „Das wäre wohl typisch.“ Ihre Augen wandten sich nicht vom Buch ab.

Reyther stammelte kurz unzusammenhängend. „Hat er angedroht, mich zu töten?“ fragte sie.

„Nun, nicht ... ja.“ Reyther versuchte, seine Stimme fest klingen zu lassen. „Ich glaube, er will Euch töten. Er wartet jetzt draußen auf Euch.“

„Wie nett von ihm, Euch zu schicken, um mich zu warnen.“

Sie las weiter, was Reyther sichtlich beunruhigte. „Wollt Ihr ihm nicht ... gegenübertreten?“

„Irgendwann. Wenn er noch da ist“, sagte sie. „Er könnte eine Weile warten müssen. Ich habe noch viel zu lesen. Vielleicht findet er etwas Besseres zu tun.“

Reyther fühlte sich vollkommen hilflos. Sie hinauszuzerren schien ihm eine schlechte Idee zu sein. Dennoch blieb er beharrlich. „Anajinn, ich will, dass Ihr mein Gasthaus verlasst. Jetzt.“ Sie antwortete nicht sofort, und Reyther explodierte. „Was ist *los* mit Euch? Was in diesem Buch könnte wichtiger sein als ein Mann, der Euch töten will? Warum bei den Höllen seid Ihr zurück in mein Gasthaus gekommen?“

Anajinn seufzte, legte ihr Buch ab und richtete sich auf. Ihre Rüstung klapperte leise. „Euer Vater bat meine Herrin ...“

„Die echte Anajinn? Die erste?“ unterbrach Reyther, ohne nachzudenken.

Sie schien nicht beleidigt zu sein. „Ja, sie. Aber sie war nicht die erste. Anajinn nahm ihren Kreuzzug vor einigen Jahrhunderten auf“, sagte sie. Reyther reagierte darauf mit einem Blinzeln, aber sie fuhr fort. „Euer Vater fragte nach Details über unseren Kreuzzug. Das hat er Euch nicht gesagt?“ Reyther schüttelte den Kopf und presste die Lippen zusammen. „Dann fasse ich mich kurz. Ich bin auf der Suche nach etwas, das meine Religion retten wird.“

„Wo...vor?“

Anajinns Lächeln war traurig. „Verfall. Verderbnis.“

„Und warum hasst dieser Paladin Euch so sehr?“

„Wärt Ihr glücklich, wenn Euch jemand sagen würde, dass Euer Glaube im Kern fehlerhaft ist? Dazu verdammt, zu verderben und unbeschreibliches Leid und Schmerzen auszulösen?“ Sie seufzte. „Ich glaube nicht, dass dieser Paladin vor der Tür

von besonders hohem Rang ist. Das Wissen über den Kreuzzug wird vor allen anderen bis auf die Anführer seines Ordens geheim gehalten. Wäre er einer von ihnen, würde er nicht so geduldig warten.“

„Was würde er tun?“

„Er würde Euren Gasthof dem Erdboden gleichmachen, um mich zu töten.“ Anajinns Gesichtszüge verhärteten sich. „Ich weiß nicht, ob ich ihn zur Vernunft bringen kann. Wenn nicht, werde ich vermutlich die Stadt verlassen müssen. Bis ich also zum Aufbruch bereit bin, werde ich zu Ende lesen.“

„Aber er hat damit gedroht, auch mich zu töten!“ So. Er hatte es gesagt.

Eine Pause. „Hat er das?“

„Nun, nicht direkt ...“

Anajinn unterbrach ihn. „Aber Ihr habt Euch bedroht gefühlt.“ Es war keine Frage.

Anajinn schloss ihr Buch. „Dann werde ich sofort aufbrechen. Ich möchte nicht, dass Ihr Euch meinetwegen in Gefahr wähnt.“

„Aber dieses Buch“, sagte sie. Sie hielt es hoch. „Wärt Ihr bereit, es zu verkaufen? Ich kann einen guten Preis dafür zahlen.“

Reyther starrte sie an.

Amphi konnte fühlen, wie er mit jedem Herzschlag mehr Geduld verlor, wie Sandkörner, die durch ein Stundenglas rieselten. Der Wind durchpeitschte die Straße vor dem Gasthof und scheuerte Sand gegen seine Rüstung.

„Kreuzritter“, murmelte der Paladin. Er konnte sich nicht daran erinnern, wo er diesen Namen gehört hatte. Vielleicht hatte er davon gelesen? Ihn als Akolyth in Kurast gehört? Nein. Da war er sich sicher. Warum beunruhigte der Name ihn also so sehr? Kreuzritter waren keine Freunde von Amphis Orden. Soviel wusste er, aber selbst dieses Wissen fühlte sich unvollständig an. Die Symbole auf ihrer Rüstung waren sorgfältig und mit Ehrfurcht gestaltet worden. Keine offensichtliche Blasphemie. Sie war kein Narr, und sie war keiner der Schausteller, die sich Zakarum-Symbole auf den Körper malten und in billigen Kaschemmen umherzogen.

Cennis. Das war ein Name, an den Amphi viele Jahre lang nicht gedacht hatte. Der Junge war einer seiner besten Freunde in den Tempeln von Travincal gewesen und hatte einen unstillbaren Wissensdurst. Vielleicht war es das. Cennis hatte sich eines Nachts in das Studierzimmer eines der Ältesten der Hand von Zakarum geschlichen und ein Buch gestohlen. Aufgeregt hatte er Amphi von all den Dingen erzählt, die er erfahren hatte, Dinge, die man den Schülern nie beigebracht hatte. Er hatte sogar etwas Angst gehabt. Er hatte verborgenes Wissen gefunden, verlorene Verbrechen. Risse im Glauben. Seltsamerweise war Cennis kurz darauf verschwunden, und Amphi ...

Was war mit Cennis geschehen? Amphi wurde wütend. Ein vertrautes Gefühl. Wann immer er an seine Kindheit zurückdachte, überfluteten Hass und Zorn seinen Geist. Es

war, als wären die Erinnerungen in einer verpesteten Jauchegrube vergraben, bedeckt von Widerwärtigkeit. Schon bald verblasste seine Neugier in einem Sturm des Jähzorns, und —

Der Kreuzritter. Amphi konnte fühlen, wie er mit jedem Herzschlag mehr die Geduld verlor, wie Sandkörner, die durch ein Stundenglas rieselten. Er drückte seine Hände gegen seinen Kopf und blinzelte. Woran hatte er gerade gedacht? Einen Freund aus Kindertagen? Das war es. Er verdrängte den Gedanken. Er musste sich auf wichtigere Angelegenheiten konzentrieren.

„Ihr wolltet mich sprechen?“ Die Stimme brachte Amphi in die Gegenwart zurück. Da war sie.

Amphi sah, wie Menschen die Straße entlang in ihre Häuser huschten. Durchreisende und Einwohner suchten gleichermaßen Schutz. Weise von ihnen, fand Amphi. Abrupt wurde er gewahr, dass die Frau ihn mit einem seltsamen Blick musterte, den Kopf zur Seite geneigt. „Geht es Euch gut, Paladin?“, fragte sie.

„Sagt mir Euren Namen“, sagte er barsch. „Sagt mir, wer Ihr seid, ob das Böse, das Euch antreibt —“

„Mein Name ist Anajinn. Ich bin ein Kreuzritter.“ Sie hob eine Braue. „Und ich hoffe, dass wir uns ruhig unterhalten können.“

„Ich verhandle nicht mit dem Bösen. Ich vernichte es, wo immer ich es finde“, schnappte Amphi.

„Gut“, sagte Anajinn fröhlich. „Dann haben wir ja etwas gemeinsam. Aber ich glaube, heute wird keine Vernichtung vonnöten sein. Was bedrückt Euch?“

Amphi zog mit einer schnellen Bewegung sein Schwert. Ihr Blick blieb unbeirrt, was ihn nur noch wütender machte. „Ihr seid eine Ketzerin, oder etwa nicht?“

„Das bin ich nicht“, sagte sie.

„Ihr behauptet, meinen Glauben zu teilen?“ brüllte er. „Ihr behauptet, Euch Zakarum verschrieben zu haben?“

„Nicht so, wie Ihr das meint“, sagte Anajinn. Sie hielt inne und betrachtete ihn mitleidig.

„Wir haben viel gemeinsam, Paladin. *Viel* gemeinsam. Wir wollen beide dasselbe.“

Amphi spuckte auf den Boden. Warum fraßen sich die Worte dieser Frau in sein Innerstes? Er konnte sich kaum zurückhalten, sie hier und jetzt anzugreifen. Der Drang wurde immer stärker, und doch widerstand er und fuhr mit gepresster Stimme fort.

„Diese Symbole, die Ihr tragt. Sie sind heilig. Ihr habt kein Recht, sie zu tragen.“

Der Kreuzritter schüttelte den Kopf. „Das ist nicht, was Euch bedrückt, nicht wahr? Sagt mir, was Ihr von mir wisst.“

„Ihr entweiht meine Religion“, sagte er.

„Wie das?“

„Ich ... weiß ... nicht“, knurrte er.

„Hier ist, was ich weiß“, sagte Anajinn. „Ich weiß, dass das Böse überall gedeihen kann. Wirklich überall. Selbst unter denen, die Tugend und Gerechtigkeit für sich beanspruchen. Besonders dann, wenn sie sich nicht in Acht nehmen.“

„Seid still“, flüsterte Amphi. Seine Wut fiel von ihm ab.

„Ich weiß, dass der Weg, der Euch da hingeführt hat, wo Ihr jetzt seid, mit Reue gepflastert ist“, fuhr sie fort. „Ich weiß, dass Ihr die Rechtschaffenheit schätzt, und ich weiß, dass Ihr den Verdacht hegt, dass etwas innerhalb der Religion nicht stimmt. Ich weiß, dass Ihr Euch damit abgemüht habt, es zu verstehen, und was am wichtigsten ist: Ich weiß, dass Ihr stark seid, denn Ihr habt Euch dem Bösen noch nicht vollends hingegeben.“

„Bitte, hört auf zu reden“, flehte Amphi. Sie hatte Recht. Mit allem. Es gab unzählige Momente, in denen er die Taten seines Ordens infrage gestellt hatte. Seine Gedanken waren in Aufruhr.

„Ich weiß, dass Ihr die Herrlichkeit des Lichts gespürt habt, sonst hättet Ihr Eure Schwüre gebrochen“, sagte sie. „Und ich weiß, dass Ihr sie in den Feldern gespürt habt, in der Welt, unter ihren Menschen ... aber nie in Travincal. Nie in den Tempeln Eures Ordens. Und ich weiß, dass Ihr den Grund kennt. Tief in Eurem Herzen wisst Ihr es. Selbst, wenn man die Antworten vor Euch verborgen hat.“

Schmerz loderte zwischen seinen Augen. Still senkte er den Kopf. Ein Sturm wütete darin. Er versank tief in seine Raserei und suchte nach Wahrheit.

Was er sah, war ein Stein. Er war von Finsternis umgeben.

Etwas gab nach. Sein Aufruhr verflog in einem Augenblick.

Hass. Hass nahm seinen Platz ein. Reiner, nackter Hass.

Amphi zeigte mit dem Schwert auf den Kreuzritter und fühlte die Gewissheit seiner Bestimmung zum ersten Mal, seit er sie gesehen hatte. Er hob die Hände über den Kopf und beschwor die Macht des Lichts. „Genug der Worte, Ketzlerin. Sterbt!“ brüllte er.

Anajinn nickte einfach. „So sei es.“ Sie lächelte traurig, während Amphi seine Macht auf sie niedergehen ließ.

Reyther konnte die Worte des Paladins nicht verstehen, aber die Art, wie sein Gesichtsausdruck sich verdunkelte, ließ keinen Raum für Zweifel. Der Sohn des Gastwirts lugte weiter durch das Vorderfenster des Gasthauses. Einen Augenblick später trat Bea an seine Seite.

„Geh zurück“, zischte er. „Hier ist es nicht sicher.“

„Du zuerst“, sagte sie. Reyther funkelte sie an, aber ein Lichtblitz zog seinen Blick wieder auf die Straße.

Bea atmete scharf ein. Reyther zuckte zusammen. Der Paladin hatte ... etwas ... beschworen, das wie die Mittagssonne leuchtete. Der Mann hielt es über seinen Kopf, brüllte Anajinn an und ließ es auf sie niedersausen.

Kurz bevor es sie traf, sah Reyther Anajinn lächeln.

Es gab ein ohrenbetäubendes Geräusch, und eine riesige, wogende Feuerwolke flammte dort auf, wo Anajinn noch einen Augenblick zuvor gestanden hatte. Der Kreuzritter selbst war spurlos verschwunden.

Einen winzigen Augenblick lang.

Licht fuhr von oben herab, ein Blitz aus purer, strahlender Macht. Anajinn ging mit ihm nieder. Der Paladin hatte es nicht kommen sehen. Und dann sah er gar nichts mehr.

Reyther schrie vor Angst und stolperte rückwärts, wobei er seine Arme hochriss, um seine Augen vor dem gleißenden Licht zu schützen. Als er sie wieder sinken ließ, tanzte die scharfe, violette Form des Blitzes noch vor seinen Augen. Heftig blinzelnd kniff er die Augen zusammen. Anajinn stand allein da, ruhig, der Streitflegel baumelte langsam an ihrer Seite.

Von dem Paladin *gab* es Spuren. Viele von ihnen, über eine große Distanz verteilt. Der Sand, der Anajinn umgab, schien feucht zu sein.

Reyther fühlte, wie er zu zittern begann. Bea stand da und hatte die Hände vor ihrem Mund verschränkt. Reyther starrte benommen, als Anajinn sorgfältig den Schaft ihres Streitflegels in die Halterungsschleife ihrer Rüstung schob. Dann, mit einem letzten Blick in Richtung zum Gasthaus, ging sie in Richtung Westen, die Straße hinunter und aus Caldeums Rast hinaus, vom Sonnenuntergang geleitet.

Absolute Stille begleitete sie. Die Stadt sah ihr mit angehaltenem Atem hinterher.

Reyther hörte Geräusche von oben. Aus dem Zimmer seines Vaters. Reyther rannte zum Obergeschoss und öffnete die Tür. „Vater, geht es dir gut?“

Sein Vater war seit Monaten nicht so lebendig gewesen. Er starrte aus dem Fenster, und seine Augen folgten Anajinn, während sie in der Wüste verschwand. „Das ist sie, nicht wahr? Von vor Jahren! Ich wünschte, sie wäre auf einen Besuch hochgekommen. Ich wusste doch, dass sie was auf dem Kasten hat. Hat's dem Bastard ordentlich gezeigt, was?“

„Vermutlich“, sagte Reyther.

III

„Ich bin kein Ketzer. Ich bin mein Leben lang dem Glauben treu geblieben.“ Reyther kämpfte darum, seine Stimme ruhig klingen zu lassen. Drei teilnahmslose Gesichter starrten ihn an. Er konnte nicht sagen, ob sie ihm glaubten oder nicht. „Ich bin nur ein einfacher Diener, der hofft, nach den Worten des weisen Propheten Akarat zu leben. Ich bin sicher, dass ich ab und zu ins Straucheln gekommen bin, aber ich —“

Der kleinste der Paladine, ein dünner Mann mit schütterem Haar und verkniffenem Gesicht, unterbrach ihn. „Und genau das ist unser Anliegen. Ihr scheint ins Straucheln gekommen zu sein“, sagte er und stieß den Gastwirt zurück. „Ihr habt einer Feindin des Glaubens wissentlich Obdach gewährt, und einer der Gerechten ist bei dem Versuch gestorben, das zu richten. Einer unserer Brüder.“

„Nein, nein!“ Reyther keuchte, als der Paladin ihn gegen die Wand stieß. Die hölzernen Leisten knarzten beim Aufprall. „Als Euer Bruder um Hilfe bat, habe ich sie ihm gewährt. Ohne zu zögern!“

„Da Amphi tot ist, haben wir nur Euer Wort, was das angeht“, sagte der zweite Paladin. „Aber wir wissen mit Sicherheit, dass die Ketzlerin von allen Gebäuden in diesem von Akarat verlassenen Außenposten ausgerechnet Eures als Rastplatz gewählt hat.“

„Ich kann nicht ins Herz der Menschen sehen, die über meine Schwelle treten“, flehte Reyther. Der erste Paladin drückte seine Schulter. Hart. Reyther kreischte vor Schmerzen. „Ich habe nichts verheimlicht! Ich habe Euch alles über sie gesagt, woran ich mich erinnern kann, und sie ist seit Jahren nicht zurückgekehrt!“

Der dritte Paladin brach sein Schweigen. „Er hat uns ihren Namen genannt“, sagte er. „Anajinn. Das ist mehr als wir vorher wussten.“

Der erste Paladin schüttelte den Kopf. „Ich glaube, er verschweigt uns etwas.“ Er hielt Reyther weiter mit einer Hand gegen die Wand gedrückt und hob die andere vor das Gesicht des Gastwirts. Ein funkelndes Licht tanzte zwischen seinen Fingern. „Ich möchte, dass er versteht, wie ernst ich es meine.“ Reyther versuchte vergeblich, sich seinem Griff zu entwinden. Funken sprangen von der Faust des Paladins. Einer landete auf Reythers Nase, und er schrie, als Schmerzen seinen Schädel durchfuhren.

„Das reicht, Cennis“, sagte der dritte Paladin. „Wenn die Berichte stimmen, wenn der Kreuzritter in dieser Gegend ist, werden wir sie finden. Sie kann sich nicht für immer in

der Wüste verstecken, ohne diese Oase aufzusuchen. Es ist nicht nötig, diesen armen Narren weiter zu quälen.“

„Keine Widerworte. *Ich* habe hier das Sagen.“ Der erste Paladin schob seine Hand langsam näher an Reythers Gesicht.

Der zweite Paladin packte den Arm des ersten mit festem Griff. „Genug.“ Die beiden starrten einander einen Moment lang an. Reyther, der sich die Tränen aus den Augen blinzelte, befürchtete, dass sie aufeinander losgehen würden. Diese Vorstellung war weitaus weniger beängstigend als der Gedanke daran, dass beide auf *ihn* losgehen könnten.

„Schön“, sagte der erste Paladin und ließ von Reyther ab. Der Gastwirt fiel auf die Knie, griff sich an seine linke Schulter und keuchte. Rotz tropfte ihm von der Nase auf den Boden. „Vielleicht habt Ihr recht. Die Nachrichten aus Travincal, aus den Tempeln ... vielleicht bin ich vorschnell, aber ich werde mich nicht entschuldigen.“

„Das müsst Ihr nicht“, sagte der zweite Paladin. „Er *hat* ihr Obdach gewährt, wie unwissentlich auch immer. Ich gehe davon aus, dass er diesen Fehler nicht noch einmal machen wird.“

Reyther schüttelte verzweifelt den Kopf. „Nein, niemals.“

„Gut“, sagte der erste Paladin. „Und wenn Ihr je wieder auch nur einen Blick auf diese widerwärtige Kreatur werft, teilt es uns ohne Zögern mit.“ Er beugte sich nach unten und presste seine Nase an die des Gastwirts. „Habt Ihr verstanden?“

„Ja. Ja!“

Alle drei Paladine wandten sich geschlossen um und verließen das Gasthaus. Im Schankraum waren keine Gäste. Reyther war mit seinem Keuchen und Schluchzen allein.

Eine zögerliche Stimme sprach. „Geht es dir gut, Vater?“

Reyther schniefte ein letztes Mal, wischte sich die Augen und wandte sich um zu seiner Tochter, Lilsa. „Natürlich. Alles in Ordnung. Nur etwas Sand in den Augen. Lässt mich manchmal wie ein Narr aussehen.“ Er stand auf und zwang sich zu einem Lächeln. Sie war kaum vier Jahre alt, schien jedoch oft klüger zu sein als viele Kinder, die doppelt so alt waren. „Diese netten Männer haben sich entschieden, anderswo zu übernachten.“

Sie biss auf einen ihrer Daumennägel, bevor sie antwortete. „Ich fand die aber nicht nett.“

Reyther rang sich ein Lachen ab. „Ich schätze, das waren sie nicht.“ Er wischte sich noch einmal die Augen. „Wo ist deine Mutter?“

„Im Hinterhof, bei den netten Frauen, die das Glitzermetall tragen“, sagte Lilsa.

Ihre Worte, mit absoluter Unschuld ausgesprochen, ließen ihn mitten im Gehen erstarren. Reyther fühlte, wie das Blut aus seinem Gesicht wich.

Das war nicht möglich. Das konnte nicht sein.

Schnell kniete er sich hin und sah seiner Tochter ins Gesicht. Sie schrak vor seinem Gesichtsausdruck zurück, und er versuchte, wieder zu lächeln. „Was für nette Frauen, Lilsa?“ Sie wich vor ihm zurück. Vielleicht war sein Lächeln nicht besonders überzeugend gewesen. „Was für Frauen, Lilsa? Es ist wichtig“, wiederholte er.

Ihr Augen waren geweitet. „Zwei Frauen. Ich glaube, eine von ihnen hat sich wehgetan“, sagte Lilsa schließlich.

Reyther hob Lilsa sanft hoch und schritt durch den Lagerraum, wo er die Hintertür öffnete. Die sengende Wüstensonne stürmte gegen seine Sinne an, aber es gab keine Zweifel daran, was er vor sich sah. Drei Frauen saßen zusammen auf der langen Holzbank hinter dem Gasthaus.

Auf einer Seite saß Bea, die vorsichtig mit einem feuchten Tuch hantierte. Auf der anderen Seite saß ein junges Mädchen, das Reyther nie zuvor gesehen hatte. In der Mitte war ...

... sie.

„Was macht *Ihr* hier draußen?“ zischte Reyther panisch, als er seine Tochter absetzte.

„Sie ist verletzt, Reyther“, sagte Bea bestimmt. „Beruhige dich.“

„Das ist mir egal! Mein Gasthof wurde ihretwegen gerade überfallen!“ Reyther wandte sich gegen Anajinn, die den Kopf gesenkt hielt und langsam atmete. „Ihr habt Eure Feinde zu meinem Gasthaus geführt, Kreuzritter, und—“ Reyther verzog das Gesicht

und verstummte. Der Lehm unter der Bank war nass. Blut tropfte unter ihrer Rüstung hervor. „Was ist passiert?“

Die jüngere Frau antwortete. Sie war etwa so alt, wie Anajinn – diese Anajinn – gewesen war, als Reyther sie zum ersten Mal getroffen hatte. „Wir hatten gestern etwas Ärger in der Wüste, und Anajinn hat vergessen, auszuweichen.“ Vorsichtig entfernte sie die Brustplatte des Kreuzritters. Reyther keuchte. Ein bössartiger, klaffender Riss zog sich von einer Seite ihres Unterleibs zur anderen. „Wunden von Dämonenklingen schließen sich nicht leicht.“

Reyther fühlte, wie seine Tochter sich an sein Bein klammerte. „Dämonen?“

Anajinn sprach mit undeutlicher Stimme. „Ihr müsst Euch nicht darum sorgen. Es hat sich erledigt.“

Die jüngere Frau schnaubte. „Fast hätte es *dich* erledigt. Ich muss noch einmal versuchen, dich zu heilen.“ Sie kniete sich vor Anajinn und öffnete ein dickes Buch, ein alter Band, der in uralter Schrift geschrieben war. Der Knappe zeigte auf eine Stelle einer Seite und zeigte sie Anajinn. „Soll ich hier anfangen?“

„Ja“, sagte Anajinn. „Finde deinen Fokus. Konzentriere dich. Benutze deinen Glauben.“

Reyther blickte verwirrt zwischen den beiden hin und her. „Ich verstehe das nicht. Was tut ...“ Beas Hand durchschnitt die Luft. Er verstummte.

Der Kreuzritter sagte nichts mehr. Ihr Knappe begann zu sprechen und rezitierte ein altes Gesetz des Glaubens der Zakarum. Reyther runzelte die Stirn. Was sollte eine

Predigt hier ausrichten? Dennoch musste er zugeben, dass die hoffnungsvollen Worte nicht unwillkommen waren. Der Tag erschien ihm plötzlich etwas heller, etwas wärmer. Einladender. Reyther hob voller Erstaunen den Blick. Es war, als würde das Licht auf sie alle herabscheinen.

Der Knappe beendete die Lesung und schloss das Buch. „Fertig“, sagte sie. Anajinn hob den Kopf und stand auf. Sie schwankte kurz auf den Füßen, schlug die dargebotene Hand ihres Knappen jedoch aus. Sie ließ die Schultern kreisen und streckte sich. Ihr Hemd war noch blutgetränkt, aber es gab kein Zeichen frischen Blutes.

„Gut gemacht“, sagte Anajinn. Der Knappe strahlte.

Reyther blinzelte. Die Wunde des Kreuzritters war verschwunden. Als hätte es sie nie gegeben. „Was ... gemacht ...?“ Er fasste sich. „Auch egal. Ihr müsst sofort gehen.“

„Reyther“, sagte Bea in warnendem Ton, doch er schüttelte den Kopf und fuhr fort.

„Ich habe eine Tochter, ich habe eine schwangere Frau und ich habe ein Gasthaus zu beschützen“, sagte er. „Da sind drei Paladine – hoffentlich nur drei! – in der Stadt, und sie wissen, dass Ihr in der Gegend seid. Lasst mein Gasthaus in Frieden. Bitte.“

Reyther hatte Streit erwartet. Er hatte Widerworte von Anajinn erwartet. Doch sie nickte einfach und schnallte sich müde die Brustplatte wieder um. „Es tut mir leid, dass sie Euch Ärger gemacht haben. Viele von ihnen hatten einst das Herz am rechten Fleck, aber in den letzten paar Wochen haben sie sich wirklich verloren.“ Ihr Knappe reichte ihr ein Schwert in seiner Scheide sowie ihren Streitflegel. Die Waffen hingen ganz natürlich an ihrer Rüstung, und schließlich ergriff Anajinn ihren Schild. „Nehmt Euch

vor jedem in Acht, der aus Travincal stammt. Dort hat sich etwas Dramatisches zugetragen. Sie könnten labil sein.“

„Das weiß ich, Kreuzritter“, schnappte Reyther. „Einer von ihnen war einen Herzschlag davon entfernt, mir den Kopf abzureißen. Sie geben mir die Schuld für *Eure* Taten! Sie machen mich verantwortlich für den Tod des anderen Paladins.“

Anajinn hielt inne. „Tun sie das?“

„Ja!“ Reyther lehnte sich der Frau entgegen, und sein Gesicht lief vor Zorn und Scham rot an. „Ihr seid in mein Gasthaus gekommen. In kein anderes. In meins. Sie glauben, dass mich das schuldig macht. Sie haben mir gesagt, dass sie glauben, dass ich etwas verheimliche.“

„Wo sind sie jetzt?“ fragte Anajinn ruhig.

„Sie sind das Problem anderer Leute. Es hat sich angehört, als wollten sie den Rest von Caldeums Rast durchsuchen.“ Reyther zog sich zurück, zufrieden mit ihrem Gesichtsausdruck. „Also. Ihr habt mir genug Ärger gemacht. Ich möchte, dass Ihr mein Gasthaus verlasst. Sofort.“

Anajinn und ihr Knappe tauschten unergründliche Blicke, dann ließ der Kreuzritter die Kante ihres Schildes wieder zurück in den Sand gleiten. Sie schüttelte den Kopf. „Wir können nicht gehen.“

„Gut“, verkündete Bea. „Ihr braucht beide Ruhe, bevor Ihr irgendwohin geht.“

Reythers Mund öffnete sich ungläubig. „Bea!“

Sie starrte ihn herausfordernd an. „Wir haben genug Platz. Wir haben keine Gäste. Wir können ihnen ein paar Nächte lang Sicherheit bieten.“

„Die Paladine!“

„Was soll mit ihnen sein? Sie sind weg“, sagte Bea. „Diese beiden sind aus dem Süden gekommen. Aus der Wüste, nicht von der Hauptstraße. Niemand hat sie gesehen. Wir werden Liegen in den zweiten Lagerraum stellen und ein paar Kisten Rüben und Dörrfleisch vor die Tür stellen. Wenn die Paladine zurückkommen, werden sie nicht merken, dass dort ein Raum ist. Du kannst sie sogar zu einer Durchsuchung einladen. Das haben wir auch gemacht, als letztes Jahr die Banditen aufgetaucht sind. Damals fandest du die Idee großartig.“

„Es gibt ein größeres Problem“, sagte Anajinn. Sowohl Bea als auch Reyther drehten sich zu ihr um. „Die Paladine werden zurückkommen, und ob sie uns sehen oder nicht wird keinen Unterschied machen.“

„Was? Warum?“ fragte Reyther.

„Sie geben Euch schon die Schuld.“ Anajinns Stimme war kalt. „Sie sind nicht bei Sinnen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie ihren Zorn, wenn ihre Durchsuchung der Stadt zu nichts führt, an Euch auslassen werden. Oder an anderen. Sie werden von Hass angetrieben, nicht von göttlicher Bestimmung. Ihr und Eure Familie seid in Gefahr, Gastwirt.“

„Euretwegen!“

„Ja“, sagte sie. „Und ich werde Euch und Eure Stadt nicht ihrer Gnade überlassen. Wenn Ihr nicht möchtet, dass ich Euer Gasthaus direkt schütze, werden mein Knappe und ich unser Lager in der Wüste aufschlagen, außer Sichtweite. Wenn wir hören oder spüren —“

„Ach, seid nicht absurd. Ihr werdet in einem unserer Lagerräume sicher sein“, sagte Bea. Sie unterbrach Reythers wütendes Stammeln mit einem scharfen Blick. „Das wird überhaupt kein Problem sein. Lasst mich kurz mit meinem Mann sprechen.“

Reyther ließ zu, dass sie ihn und Lilsa wieder nach drinnen führte, außer Hörweite des Kreuzrittes, bevor er in barsches Flüstern ausbrach. „Bist du des Wahnsinns, Bea? Diese Paladine werden uns töten!“

Bea wartete ab, bis er fertig war. „Lilsa, würdest du kurz nach oben in dein Zimmer gehen?“, bat sie. Das Mädchen verschwand die Treppe hinauf. Bea wandte sich Reyther zu, die Stimme voller Verachtung. „Das ist also, was deine Tochter sehen soll? Wie ihr Vater zwei Menschen – eine davon verwundet! – in die Wüste schickt, weil er Angst davor hat, was drei Fremde denken könnten?“

„Das ist völlig ungerecht“, sagte Reyther. „Anajinn hat uns den Tod gebracht, und egal, wie sehr diese Männer sie hassen – sie würden uns niemals töten, nur weil sie hier vor sechs oder sieben Jahren übernachtet hat. Nicht, bis sie sie *tatsächlich* hier finden. Denke an Lilsa. Denke an das Kind, das unterwegs ist.“ Reyther legte sanft eine Hand auf

Beas gerundeten Bauch. „Anajinn muss unseren Kindern zuliebe gehen. Sofort. Sei vernünftig.“

Bea sah auf seine Hand herab, dann hob sie ihren Blick und sah Reyther in die Augen.

„Du bist also eher bereit diesen Paladinen Glauben zu schenken als Anajinn?“

„Wie gesagt – ich bin sicher, dass Anajinn nur übertreibt“, sagte Reyther.

Sie zog seine Hand von ihrem Bauch. „Diese Männer haben gedroht, dich zu töten. Sie dagegen war nur gütig und ehrlich.“ Ihre Augen verengten sich. „Ich weiß nicht, warum du sie so schlecht leiden kannst, aber ich glaube ihr. Wenn die Paladine uns noch Schaden zufügen können, brauchen wir sie hier. Um unsere Kinder zu schützen. Wie vernünftig ist das?“ Sie wandte sich um, aber nicht ohne eine letzte Salve abzufeuern. „Was auch immer dein Vater für Schwächen hatte, er war kein Feigling. Er würde sich jetzt gerade für dich schämen.“ Sie trat nach draußen, um mit den anderen Frauen zu sprechen.

Reyther war übel. *Sie versteht es nicht. Sie wird uns alle umbringen.* Draußen konnte er das Scheppern von Rüstung hören; der Kreuzritter bereitete sich darauf vor, einzutreten. Er floh in den Schankraum. Er wollte sie nicht sehen. Er musste nachdenken.

Mein Vater würde sich schämen? Reyther verzog das Gesicht. Sein Vater hatte tatsächlich einst eine Schwäche für Wohltätigkeit gehabt, die Reyther nie geteilt hatte, doch mehr als alles andere war er ein praktischer Mann gewesen. Ein vernünftiger Mann.

Reyther musste sich jedoch eingestehen, dass Bea in einem Punkt Recht hatte: die Paladine könnten zurückkommen. Er schauderte.

Vielleicht, nur vielleicht, würden sich Anajinn und ihr Knappe den Paladinen entgegenstellen können. Er hatte gesehen, was sie vor all den Jahren diesem anderen Paladin angetan hatte. Reyther hatte es zwar nicht verstanden, aber gesehen hatte er es.

Aber an diesem Tag war sie gesund gewesen, erinnerte er sich. Ausgeruht. Selbstsicher. Heute war das anders. Vor Minuten war sie dem Tode nahe gewesen. Egal, wie mächtig ihr Knappe war oder wie effektiv sie gemeinsam kämpften ...

Sie kann sie nicht besiegen, beschloss Reyther. Nur ein Paladin würde überleben müssen, und seine Familie trüge die Konsequenzen.

Teilt es uns ohne Zögern mit, hatte der Paladin Cennis ihm gesagt.

Reyther stand auf. Das war der Ausweg, erkannte er, und spürte seine Hoffnung steigen. Die Paladine wären vielleicht unvernünftig, bis sie Anajinn gefunden hätten, aber wenn sie sie erst fänden, würden sie sich zweifellos beruhigen. Und wenn Reyther derjenige wäre, der sie zu ihr führte, würden sie wissen, dass er es damit ernst gemeint hatte, ihr nicht helfen zu wollen. Sie würden ihn vermutlich sogar für seine Offenheit loben.

Aber Anajinn ... sie und ihr Knappe würden sterben. *Besser sie als meine Familie*, sagte er sich mit Nachdruck. Leise schlich er sich aus dem Gasthaus.

Caldeums Rast war kein großer Ort. Reyther war sicher, dass er sie finden könnte. Er schritt nach Westen. *Teilt es uns ohne Zögern mit.* Seine ruhigen Schritte wurden hastiger. Dann begann er zu laufen.

Schon bald rannte er.

Das Hämmern des Schmieds auf seinen Amboss wurde nicht langsamer. „Ich verstehe, mein Herr.“ Funken stoben, wann immer sein Hammer auftraf. „Wenn eine Frau in seltsamer Rüstung hereinkommt —“

„Wenn *irgendeine* Frau hereinkommt“, schnappte Cennis. „Die Ketzerin könnte versuchen, sich zu verkleiden. Sie würde versuchen, Euch zu täuschen und in die Sünde zu führen.“

„Jawohl, mein Herr“, sagte der Schmied. „Wenn irgendeine Frau hereinkommt, soll ich zu Euch oder einem Eurer Brüder kommen.“ Er griff den dünnen Streifen rot glühenden Metalls mit der Zange und betrachtete ihn eingehend. Mit einem Knurren legte er ihn wieder auf den Amboss und fing wieder an, die Kanten zu bearbeiten. „Kann ich Euch mit noch etwas dienen, mein Herr?“

Cennis' Finger zuckten. „Seht mich an, wenn ich mit Euch spreche, Schmied“, sagte er leise.

„Natürlich“, sagte der Schmied. Er warf dem Paladin einen oberflächlichen Blick zu und ging wieder an die Arbeit. „Was immer Ihr sagt, mein Herr.“

Die Stimme des Mannes zeigte nicht das geringste Anzeichen für Spott, und dennoch fühlte Cennis, wie der Zorn in ihm hochbrodelte. Er trat näher an den Schmied heran.

„Lenke ich Euch ab? Halte ich Euch von Eurer wichtigen Arbeit ab?“

„Nein, mein Herr, ich höre Euch zu“, sagte er. Er sah Cennis erneut in die Augen und blinzelte, als er zum ersten Mal etwas Gefährliches in ihnen sah. Mit einem tiefen Seufzer warf er den Stahl achtlos in das nächste Löschfass. Dampf stieg mit einem wütenden Zischen auf. „Ich bitte um Verzeihung. Was wünscht Ihr noch zu wissen, mein Herr?“

„Was stellt Ihr da her?“ fragte der Paladin beiläufig.

„Einen Fassschaber“, sagte er. „Der Gastwirt die Straße hinunter braucht einen.“

„Der Besitzer des Oasengasthofs?“

„Genau der.“

Cennis nickte ruhig. „Ich verstehe.“ Das tat er wirklich. Er verstand mehr, als dieser Narr je vermuten würde. *Diese ganze Stadt steckt unter einer Decke. Sie leben gemeinsam in Sünde.* Sie verdienten es, gemeinsam bestraft zu werden.

Ihm kam ein wunderbarer Gedanke. Er blickte sich um; seine Mitpaladine waren anderswo und befragten andere. Gut. „Und wenn Ihr die Ketzerin bereits gesehen hättet, dann würdet Ihr es mir sagen, nicht wahr?“

„Natürlich, mein Herr“, sagte der Schmied.

„Ich glaube Euch nicht.“

Der Schmied runzelte die Stirn. Cennis hob beiläufig seine rechte Hand, als betrachte er seinen Handschuh. Er ließ die Finger spielen und lehnte sich über den Amboss.

Instinktiv machte der Schmied einen Schritt zurück. *Angst vor einem Diener des Glaubens? Was habt Ihr zu verbergen?*

„Ich möchte Euch zeigen, wie ernst ich es meine“, sagte Cennis. Er ballte die Faust, und das Licht erfüllte ihn. Eine leuchtende Form nahm zwischen den beiden Männern Gestalt an. „Ich bin sicher, dass Eure Fassschaber exzellent sind. Wie gut kennt Ihr Euch mit Hämmern aus?“

Der Schmied stolperte rückwärts. Selbst seine sündigen Augen würden den Hammer aus reinem Licht nicht falsch verstehen können, der in der Luft hing. Seltsamerweise huschte der Blick des Mannes im Raum herum. Cennis folgte dem Blick, doch er konnte nichts Interessantes entdecken. Vielleicht waren die Schatten etwas seltsam. Cennis erinnerte sich an die Zeit, als ein gesegneter Lichthammer alle Schatten bannen konnte. Es fühlte sich an, als sei das lange her. Ein Leben lang. Als er ein Junge war.

Cennis hielt eine Hand an seine Stirn und verzog das Gesicht. Sein Kopf schmerzte. Der Hammer flackerte und verschwand dann. Der Gedanke an seine Kindheit löste Schmerzen aus und unterbrach seine Konzentration. Er zog eine Grimasse und verscheuchte den Gedanken. Ein Leben lang her. Jetzt irrelevant. Der Hammer erschien wieder.

„Mein Herr.“ Die Stimme des Schmieds zitterte. „Ich —“

Cennis schwang den Hammer. Der Amboss explodierte von ihm weg. Der Schmied umklammerte seinen Torso und fiel schreiend zu Boden, ein Stück Metall in seinen Eingeweiden.

„Pardon, *mein Herr*“, sagte Cennis. „Was wolltet Ihr sagen?“ Der Gesichtsausdruck des anderen Mannes war köstlich. Völlige Hilflosigkeit. Absolute Angst. Cennis hielt den leuchtenden Hammer nur einige Fingerbreit vor dem Schmied. „Warum sagt Ihr mir nicht, was Ihr wirklich über die Ketzlerin wisst?“

Der Schmied bettelte. Er schluchzte. Er schwor, nichts zu wissen. Er flehte um Akarats Gnade. *Dafür ist es ein wenig zu spät.* Welch verlorene Kreatur würde weiterhin lügen? Was hatte er mit eigenen Augen gesehen, das er sich zu sagen weigerte? Cennis zögerte. Vielleicht waren härtere Methoden vonnöten. Er näherte ihn, nur ein wenig, auf das Gesicht des Schmieds zu, und ...

Die Schreie des anderen Mannes verstummten. In seinen weit aufgerissenen Augen spiegelte sich das Licht des Hammers auf interessante Weise. Auf reine Weise. Ungetrübt von Iris oder Pupille.

Dann schlich sich das Rot ein und ruinierte die reinweißen Kugeln. Es sammelte sich unter den Lidern des Mannes. Cennis sah fasziniert zu. Ein doppeltes Ploppen, überraschend laut, ließ purpurfarbene Ströme seine Wangen herunterlaufen, in die sich winzige Rinnsale einer weißen Flüssigkeit mischten. Dennoch schrie der Mann nicht. Seine Zunge war aus schierem Schrecken gelähmt.

Cennis wurde abrupt klar, was er getan hatte. Dieser Mann würde stundenlang keine Fragen beantworten können, vielleicht sogar tagelang, scholt er sich selbst.

Verschwendung. Kopfschüttelnd griff der Paladin mit dem Licht nach der Zunge des Schmieds und entfernte sie mit einem schnellen Ruck. Er musste nicht einmal seine Hände benutzen. Das rosarote Fleisch plumpste auf den sandigen Boden, und endlich schrie der Schmied – ein gequältes, wortloses Geräusch. Cennis ließ ihn gewähren. Es war eine gute Idee. Der Kreuzritter war in der Nähe, dessen war er sich sicher. Aber wo würde sie Obdach finden können, wenn die gesamte Stadt nur von Blinden und Stummen bevölkert wäre? Sie verdienten nicht weniger dafür, dass sie vor Jahren einer Ketzerin Obdach gewährt hatten. Ja, beschloss er, er würde von Tür zu Tür gehen —

„Akarat schütze uns.“ Ein atemloses Flüstern am Eingang der Schmiede. Cennis drehte sich ruhig um. Der Gastwirt. *Dieser* Gastwirt. Er starrte den Schmied an, der weiter schrie.

„Akarat kann Euch nicht schützen“, sagte Cennis dem Gastwirt. „Das kann niemand.“

„Ich ...“ Der Blick des Gastwirts zuckte zwischen Cennis und den Überresten des Schmieds hin und her. „Ich bin gekommen, um Euch zu sagen ... wie Ihr befohlen habt ... ohne Zögern ...“

„Oh, das bezweifle ich“, sagte Cennis traurig. Er krümmte den Finger, und eine glänzende Schlinge aus Licht umschlang die Kehle des Gastwirts. Der Paladin schnürte sie fest zu, sehr fest. Der Gastwirt begann zu ersticken. „Die Frau ist zurückgekommen, nicht wahr? Und Ihr habt damit gewartet, es mir zu sagen. Ich kenne Eure Sorte. Ihr habt gewartet.“ Wieder krümmte er den Finger, und wieder. Weitere Lichtschlingen

schnürten sich zusammen und fesselten die Handgelenke des Gastwirts aneinander und schnürten seine Ellenbogen zusammen. Das Keuchen wurde zu geflüsterten Schreien.“

Cennis trat nach draußen und schleifte den Gastwirt mit sich. „Brüder!“, rief er. „Brüder, der Sünder ist hier!“ Nach kurzem Nachdenken erhob er erneut die Hände und ließ Funken über das Dach der Schmiede regnen. Sofort stieg Rauch auf und winzige Flammen verbanden sich zu großen Flammendecken. Er nickte zufrieden. Seine Paladinbrüder schreckten manchmal davor zurück, das Böse so ... entschieden ... zu bekämpfen, wie Cennis es vorzog, also würde er ihr Gewissen vor der Kenntnis dieses Vorfalls bewahren. Feuer war ein wunderbares Mittel, um ungelöste Fragen zu klären.

Der Gastwirt presste einzelne Wörter durch seine zugeschnürte Kehle. „Familie ... Gnade ...“

„Ganz ruhig“, sagte Cennis.

„Schatz, fass den Schild der netten Dame nicht an“, sagte Bea sanft und hob Lilsa auf ihre Arme. Während sie ihrer Tochter den Rücken streichelte, sah sie mit gerunzelter Stirn auf Anajinn hinab. „Ihr wollt doch wohl nicht in dieser Rüstung schlafen, oder?“

Der Kreuzritter hob den Kopf vom Bett und lächelte. „Sieht albern aus, oder?“ Mit einem tiefen Seufzer legte sie sich wieder hin. Ihr Knappe saß auf einem Hocker am Fuß des Bettes und goss Tee in drei Tassen. Anajinn verlagerte das Gewicht, und die Rüstung klimperte leise.

Es sah in der Tat albern aus. Bea unterdrückte ein Grinsen. „Ich bin sicher, dass Ihr besser schlafen werdet, wenn Ihr sie ablegt“, sagte sie. Lilsa kicherte ihr ins Ohr. „Seht Ihr? Meine Tochter findet das auch.“

„Wahrscheinlich hat sie recht“, sagte Anajinn. Ihr Lächeln sah ehrlich aus, aber die Müdigkeit ließ ihre Augen zusammengekniffen erscheinen. Bea hatte den Verdacht, dass sie heute nicht zum ersten Mal in letzter Zeit dem Tode nahe gewesen war. „Aber wenn diese Herrschaften zurückkehren, könnte ich schnell handeln müssen.“

Bea verstummte. Lilsa sah fasziniert dem Spiel des Lampenlichts auf der Rüstung zu.

„Ich kann nicht glauben, dass sie uns wirklich Böses wollen. Ernsthaft Böses.“ Aber die Worte, die der Paladin zu Reyther gesprochen hatte, waren durch die Wände des Gasthauses gedrungen. Sie hatte ihre Wut gehört. Konnte sie wirklich wissen, wozu sie fähig waren? „Ich bin hier aufgewachsen. Ich habe alle möglichen Leute kommen und gehen sehen. Paladine waren keine Seltenheit. Sie schienen immer so nett zu sein, als ich klein war. In den letzten Jahren scheinen sie ...“ Sie zögerte. „Wisst Ihr, was passiert ist? Warum sind sie so verstört?“

Der Knappe warf Anajinn einen fragenden Blick zu. Anajinn schwieg für einen Moment.

„Ihre Finsternis ist an die Oberfläche gedrungen. Diese Finsternis treibt meinen Kreuzzug an“, sagte sie.

„Ihr hasst Paladine?“, sagte Bea.

„Ganz und gar nicht“, sagte Anajinn. „Unser Glaube wird durch dieselben Wurzeln geeint. Ich sehe sie als Brüder und Schwestern. Verloren, aber doch Familie.“ Der

Knappe reichte ihr eine Tasse Tee. Sie nippte daran, bevor sie fortfuhr. „Vor Jahrhunderten bemerkte ein sehr weiser Mann, dass der Kern des Glaubens der Zakarum verderbt worden war. Infiziert. Es war fast unmerklich, doch Elemente des Bösen hatten sich tief in unsere Grundfesten geschlichen. Den Nachrichten aus Travincal nach zu urteilen schleicht dieses Böse nicht mehr sondern ist in den letzten Jahren geradezu umhergesprungen und hat offen gebrüllt. Es ist wortwörtlich zur Heimstatt des Hasses geworden. Wer auch immer diesen Ort zerstört hat, hat der Welt einen Gefallen getan.“

Travincal war zerstört worden? Bea verlagerte unbehaglich ihr Gewicht. Diese Neuigkeiten hatte sie nicht gehört – nur, dass dort etwas Entsetzliches geschehen war.

„Es gibt gute Leute in ihrem Orden. Aber diejenigen, die dem Bösen zustreben, haben die Rechtschaffenen überwältigt, fürchte ich“, sagte Anajinn. „Die Zerstörung ihrer Heimstätte könnte die anderen aus dem Gleichgewicht werfen.“

Bea nahm eine Tasse Tee von dem Knappen entgegen. Ihre Hand zitterte nur leicht.

„Und Euer Kreuzzug dient dazu, sie auszurotten?“

Anajinn schüttelte den Kopf. „Mein Kreuzzug dient dazu, das Böse auszurotten, das sie verderbt. Etwas zu finden, das den Glauben reinigen könnte. Vor ein paar Tagen dachte ich noch, es wäre da draußen in der Wüste ...“ Ein müdes Lächeln. „Irgendetwas haben wir ganz sicher gereinigt. Der Glaube war es nicht.“

„Meinen Darm vielleicht“, murmelte der Knappe.

Bea war von der groben Sprache schockiert, doch der Kreuzritter lachte nur. „Ein paar Dämonen aus den Schatten springen zu sehen ist für diese Sorte Reinigung ganz fantastisch. Wir haben uns um ihre Feste gekümmert, und das ist nie Zeitverschwendung. Ich bereue den Abstecher nicht.“ Anajinn runzelte die Stirn, als wäre ihr soeben etwas Unangenehmes aufgefallen. „Wo ist Euer Mann, Bea?“

„Er schmolzt vermutlich oben in seinem Arbeitszimmer“, sagte Bea in schelmischem Flüsterton. „Das macht er immer, wenn er sich nicht durchsetzen kann.“

Anajinn erwiderte das Lächeln nicht. „Ich habe oben keine Schritte gehört. Oder sonst wo in diesem Gasthaus. Könntet Ihr ihn bitte finden?“

„Ich glaube schon“, sagte Bea. Mit Lilsa in den Armen trat sie aus dem kleinen Raum. „Reyther?“ rief sie.

Lilsa stimmte ein. „Vaaaaaater!“

Keine Antwort. Seltsam. Bea schlenderte in den Schankraum und rief erneut Reythers Namen. Schweigen. „Was glaubst du, wo dein Vater ist?“ fragte sie Lilsa leise. Das Mädchen zuckte mit den Schultern. Bea ging zurück in den Raum des Kreuzritters. „Ich vermute, er ist für eine Weile weggegangen. Anajinn, warum —“

Der Kreuzritter war bereits aufgestanden. Sie ergriff ihren Schild und ihren Streitflegel. Ihr Knappe zog ein kurzes Schwert aus seiner Scheide.

„Ich fürchte“, sagte Anajinn, „Euer Mann hat einen schrecklichen Fehler begangen.“

IV

Die Lichtschlinge – oder was auch immer es war – um seinen Hals lockerte sich nicht im Geringsten, als die Paladine ihn zum Anhalten zwangen. Reyther konnte hören, wie seine Haut unter der Hitze zu brutzeln begann. Seine Hände wanden sich aussichtslos hinter seinem Rücken, wo sie an den Handgelenken gefesselt waren.

Seine Augen ... seine Augen. *Akarat, meine Augen!* Dunkelheit überall. Der Paladin hatte einen Finger vor ihm gekrümmt, und Schmerzen waren durch seinen Schädel gefahren und hatten sein Augenlicht zerstört.

Reyther war blind. Vollkommen blind.

„Es ist gut, dass Ihr mit Euren Sünden so schnell zu uns gekommen seid“, flüsterte der Anführer der Paladine ihm ins Ohr. „Wir werden Euch ohne allzu viele Schmerzen zu Zakarums Gericht schicken. Wenigstens habt Ihr mir zusätzliche Übung verschafft. Eure Augen werden in Eurem Kopf bleiben.“ Eine Hand stieß Reyther auf die Knie. Er röchelte hilflos und konnte nur einen winzigen Lufthauch in seine Kehle ziehen.

Er konnte hören, wie die drei Paladine sich über die Straße verteilten. Reyther versuchte verzweifelt, ein letztes Flehen heraus zu röcheln – *verschont meine Familie, nehmt den Kreuzritter, aber verschont meine Familie* – doch alles, was sein Mund hervorbrachte, waren unzusammenhängende Krächzer. Er fiel auf die Seite. Er spitzte die Ohren und hoffte zu hören, wie sich irgendwo auf der Straße eine Tür oder ein Fenster öffnete. Nein, wurde ihm klar. Es würde keine Hilfe kommen. Von niemandem in dieser Stadt. Es wäre unvernünftig, sich in diesen Kampf einzumischen.

Der Anführer der Paladine rief mit lauter, starker Stimme: „*Ketzerin!*“ Einen Moment später versuchte er es erneut. „*Ketzerin!* Die den Namen Anajinn trägt! Ich bin Meister Cennis! Im Namen des Glaubens der Zakarum, den Ihr zu schänden beschlossen habt, liefert Euch sofort aus, auf dass Ihr gerichtet werdet.“

Schwere Schritte erklangen auf der hölzernen Terrasse des Gasthauses. Reyther sah nichts als Finsternis, doch er konnte sie deutlich hören. Sie trat ohne Zögern aus der Tür.

„Gastwirt, Ihr sollt wissen“, sagte Anajinn, „dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um Eure Familie zu schützen.“ Ihre Stimme war von Mitleid und Trauer erfüllt, nicht von dem Zorn und der Anklage, die er erwartet hatte.

„Zeitverschwendung“, spuckte der Paladin. „Wer immer einem Ketzer Obdach gewährt – egal, wer – muss dasselbe Schicksal erleiden wie der Ketzer selbst“, fügte er mit feixendem Grinsen hinzu.

Die Straße auf und ab knallten Türen und Fenster zu. Davon abgesehen herrschte völlige Stille in Caldeums Rast. Der gesamte Ort hielt den Atem an.

Anajinn beäugte die drei Paladine. Der in der Mitte, der über Reyther stand, schien der Anführer zu sein. Die anderen zwei standen in Bereitschaft, doch sie konnte das Zögern in ihren Augen sehen. Sie waren es, die sie ansprach.

„Euer Anführer spricht davon, einen Gastwirt zu ermorden, seine Frau und ein junges Mädchen. Und seine Frau ist schwanger“, sagte sie. Verachtung troff aus jedem Wort.

„*Meister Cennis* würde sie ohne einen Moment der Reue töten. Seid Ihr wirklich so tief gesunken? Seid Ihr *wirklich* auf seinen Abgrund des Bösen hinabgestiegen?“

Das löste einen weiteren Ausbruch bei Cennis aus – wütende Worte über Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit und Häresie, doch sie hörte nicht zu. Sie beobachtete die anderen beiden. Sie warfen einander verstohlene Blicke zu.

Unentschlossenheit.

Schuld.

Sie wussten, wer Cennis war. Sie wussten, zu was für einem Ungeheuer er geworden war. Sie hatten es einander oder sich selbst sicherlich nie eingestanden, aber sie wussten es. Sie wussten, tief in ihren Knochen, dass das, was gleich geschehen sollte, *falsch* war.

Doch während sie sie beobachtete, sah sie, wie das Gesicht des einen sich verhärtete. Der zweite tat es ihm kurz darauf gleich. In ihren Augen blieb nur Hass. Anajinn senkte den Kopf. Sie mochten die Idee nicht, sie fanden sie nicht reizvoll, doch sie würden gehorchen. Sie würden ihre Taten bedauern, vielleicht wäre dies sogar der Moment, der eines Tages zu ihrer Erlösung führen könnte. Doch der Preis dieser Erlösung würden die Leben Unschuldiger sein.

Der Paladin keifte weiter. Anajinn atmete sehr, sehr tief ein und ließ zu, dass die Luft und das Licht sie vollständig erfüllten. Ihre Müdigkeit wurde dadurch nicht vertrieben. Erschöpfung schien jeden Zoll ihres Körpers zu zeichnen.

Doch das Licht gab ihr Kraft. Wie es das immer tat. Wie es das immer tun würde, bis sie das Ende ihrer Reise erreicht hatte.

„So sei es“, sagte sie und stürmte voran.

Und das Licht umwirbelte sie.

Ein entsetzlicher und wunderbarer Ton erklang. Bea zuckte zusammen. Lilsa hörte stumm zu, den Mund vor Furcht weit geöffnet. Neue Geräusche erschallten, der Klang überirdischer Raserei. Des Kampfes.

„Reyther, oh nein, Reyther“, hauchte Bea.

Der Knappe führte sie hinter die Gebäude, die die einzige Straße des Ortes säumten, um sie von dem Kampf hinwegzuführen. Sie hielt ihr Kurzschwert in der rechten Hand, die Spitze nach oben ragend. Die linke Hand hielt Beas fest umschlossen. „Nicht stehenbleiben“, flüsterte sie. Andere Bewohner der Stadt flüchteten in die Wüste, allein, zu zweit und in kleinen Gruppen. Sie sahen aus, als würden sie es lieber auf die verdorrte Wildnis ankommen lassen, als auch nur eine Sekunde länger zu bleiben.

„Mein Mann, ist er ...?“

Sie schüttelte den Kopf. „Anajinn wird nicht zulassen, dass er stirbt, solange sie am Leben ist.“ Ein weiteres tiefes, hallendes Geräusch wogte über die Gebäude. „Und noch ist sie am Leben.“

Ein ungeheurer Knall unterbrach jede weitere Unterhaltung. Etwas – *jemand* – durchbrach die Hinterwand des Gasthauses und rollte durch den Sand. Beas Atem stockte in ihrer Kehle. Jemand war *durch* das gesamte Gasthaus geschleudert worden. Teile des Daches begannen einzustürzen. Es sah aus, als würde das Gebäude ihnen bald nachfolgen. Die Gestalt, die in der Wüste schitternd zum Halten kam, war nicht Reyther, doch wer —

„In die Gasse“, sagte der Knappe. „Ganz leise.“

Bea ließ sich in die enge Gasse zwischen zwei Lehmwänden drängen. „Wer war das? Und ist er tot?“

Der Knappe riskierte einen Blick zurück um die Ecke. „Das war einer der Paladine und nein, ist er nicht.“ Widerstrebend fügte sie hinzu: „Er geht an der Seite entlang. Versucht sich um den Kampf zu schleichen, um Anajinn von hinten zu erwischen.“ Sie schaute auf ihr Schwert hinab, dann zu Bea.

„Müsst Ihr ihr nicht helfen?“, fragte Bea.

Der Knappe zögerte. „Sie hat mir aufgetragen, Euch nicht allein zu lassen.“

„Wir werden uns schon von Schaden fernhalten“, sagte Bea. Der Knappe rührte sich dennoch nicht. „Werden diese Männer davor halt machen, Eure Herrin zu töten? Meinen Mann zu töten?“

„Nein“, sagte der Knappe sanft.

„Dann geht“, sagte Bea.

Anajinn hob ihren Schild und ließ den Hammer davon abprallen. Die Erschütterung durchschüttelte sie bis auf die Knochen. Sie riskierte einen schnellen Blick durch das Loch im Gasthaus. Der Paladin, den sie weggeschleudert hatte, machte Anstalten, auf die Beine zu kommen. Nicht tot. Sie war erschöpfter, als sie geglaubt hatte. Der Schlag hätte ihn endgültig niederstecken sollen.

Die anderen beiden Paladine rückten unerbittlich vor. Der Anführer der Paladine, den sie Cennis nannten, schleuderte wieder und wieder Hämmer des Lichts gegen sie, während der andere einen unaufhörlichen Strom glänzender, gleißender Blitze auf sie zufliegen ließ. Sie hielt ihren Schild erhoben und fing jeden Angriff ab. Als der zweite Paladin auf drei Schritte Abstand vorgestürmt war, senkte sie die Schulter gegen den Schild gestützt, und stemmte sich gegen den Schild.

Eine massive Wand der Macht, des Lichts, prallte auf den anstürmenden Paladin. Roter Nebel breitete sich aus. Als das Licht verblasste, war die Luft rötlich verfärbt. Knochen, nur Knochen, knackten und brachen und fielen staubtrocken zu Boden. Selbst die Kleidung des Mannes war zu Staub geworden.

Anajinn frohlockte nicht über seinen Tod. Sie wandte sich einfach Cennis zu und schwang ihren Streitflegel. Mit einem überraschten, wutentbrannten Schrei sprang er zurück und schleuderte einen weiteren Hammer, der sie an der rechten Schulter traf. Quälender Schmerz brach hervor, doch sie ignorierte ihn kaltblütig.

Der Paladin zischte und kniff beim Anblick der Überreste seines Bruders die Augen zusammen. „Du dreckige, dich einmischende *Mörderin*. Gezücht des Bösen.“

„Es wäre für alle angenehmer, wenn Ihr aufhören würdet, zu reden“, sagte Anajinn.

Plötzlich ging sie in die Hocke und *stemmte* sich erneut gegen ihren Schild, doch der Paladin reagierte schneller, als sein Bruder es getan hatte. Er hob die Arme und erwiderte ihren Schlag mit einem eigenen. Sein Gegenangriff ließ ihren Schild erbeben, doch sie bewegte sich bereits vorwärts und ließ ihren Streitflegel über ihrem Kopf kreisen. Er rief einen weiteren Hammer herbei, um ihre Waffe zu treffen, doch der Kreuzritter stürmte mit dem Schild voran. Sie fokussierte das Licht vor sich, als sie durch seinen Angriff stürmte, ihn überrannte und in den Sand stürzen ließ. Dann schwang sie ihren Streitflegel, und reine, gleißende Macht sprang wie ein Blitz aus ihm hervor.

Der Paladin knurrte und hob die Hände, *fing* den Blitz ab. Und schleuderte ihn auf sie zurück.

Sie machte sich nicht einmal die Mühe, auszuweichen. Sie ließ das Licht über ihren Kopf und ihre Rüstung tanzen, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Teufel.“ Der Paladin fluchte. „Dämonin. Verdammte.“

„Das Licht tut den Rechtschaffenen kein Leid an“, sagte Anajinn, und ein kaltes Lächeln umspielte ihre Lippen. „Könnt Ihr dasselbe von der Macht behaupten, die Ihr einsetzt?“

Wutentbrannt kam er wieder auf die Beine und warf sich ihr entgegen. Ihr Streitflegel und sein Hammer trafen aufeinander. Die Erschütterung des Aufpralls ließ Glasfenster entlang der Hauptstraße der Stadt bersten. Anajinn trat vor, ignorierte ihre zunehmende Erschöpfung und —

— *Schmerzen* —

— sie lag im Staub, mit dem Gesicht nach unten. Keuchend. Ihr Schild war ihrem Griff entglitten. Sie rollte sich auf den Rücken, schwang ihre Waffe und fühlte den zweiten Schlag, bevor sie ihn sehen konnte. Das stachelbewehrte Gewicht ihres Streitflegels landete genau auf Cennis' rechtem Bein, in der Lücke zwischen seinen Beinplatten. Sein Hammer verschwand nur einige Fingerbreit über ihrem Kopf, und er stolperte zurück, blutend und schreiend.

Wer hatte sie überrumpelt? Und womit? Sie versuchte, sich auf die Beine zu stemmen, aber ihre Arme und Beine zitterten und gaben nach, sodass sie wieder in den Sand fiel. *Das ist schlecht*, dachte sie. Brandspuren zogen sich ihre linke Seite hoch, und jeder Atemzug kratzte in ihrer Kehle. Brannte innen. Brannte *von* innen. Sie hätte schwören können, dass sie fühlte, wie ihre Innereien verkohlten.

Nun, dachte sie. *Das ist mal was Neues.*

Zähneknirschend bemühte sie sich, aufrecht zu stehen, ignorierte den Schmerz, die Erschöpfung, die Schwäche. „Du hast dieses Leben gewählt“, erinnerte sie sich laut. Ihre

Stimme klang guttural in ihren eigenen Ohren. „Mache es dir zu Eigen. Verfluche es. Aber bereue es niemals.“ Ihre Herrin hatte ihr das gesagt, vor langer Zeit. *Bleib in Bewegung.* Sie stemmte ihren Schild wieder hoch und blinzelte die Straße hinunter.

Helle Lichter trafen in etwa einhundert Schritten Entfernung aufeinander und versprühten gleißende Funken. Der verletzte Paladin, Cennis, gestikulierte wild. Der andere überlebende Paladin, den Anajinn durch das Gebäude geschleudert hatte, war dort. *Er hat mich also überrumpelt.* Jetzt schleuderte er seine Kraft jemand anderem entgegen, jemandem, der keine Rüstung hatte und ein Schwert führte ...

„Oh, du närrisches Mädchen“, murmelte Anajinn. Ihr Knappe neigte dazu, sich Befehlen zu widersetzen. *Genau wie ich,* dachte sie mit ironischem Lächeln. Aber das Mädchen war nicht dumm. Unerfahren, aber nicht dumm. Hätte sie sich nicht in den Kampf begeben, wäre Anajinn vermutlich gestorben. Der zweite Paladin hätte ihr den Rest gegeben.

Anajinn sah den Gastwirt, der hilflos auf dem Boden lag, von der Macht des Paladins gefesselt und der violetten Färbung seines Gesichts nach zu urteilen nahe am Erstickungstod. Sie ging in die Knie und bannte die Fesseln mit einer beiläufigen Geste.

Tiefe, heisere Keucher brachen aus Reythers Kehle hervor, und er öffnete die Augen.

Anajinn zuckte zusammen. Seine Augen waren vollständig weiß. Erblindet. Rauch stieg in weiter Entfernung die Straße hinunter auf – die Schmiede, vermutete sie kopfschüttelnd. Sie konnte sich nur ausmalen, was Cennis dort angerichtet hatte. Das war ein Problem, das warten musste.

„Euch geht es gut“, sagte Anajinn zu Reyther. *Ich wünschte, das könnte ich auch von mir behaupten.* „Steht auf, wenn Ihr könnt. Ihr müsst von der Straße weg.“ Sie schaute auf. Ihr Knappe setzte sich noch immer erfolgreich zur Wehr. Cennis war verletzt, und der andere Paladin war vermutlich durch seinen Abstecher durch ein Gebäude hindurch angeschlagen. Beide kämpften unstill. Ihr Knappe tanzte geradezu Ringe um sie herum.

Ein Lächeln zuckte über Anajinns Lippen. „Beeilt Euch bitte.“ Der Gastwirt versuchte zu sprechen, doch die Worte kamen als verängstigtes Schnaufen. *Es tut mir leid,* versuchte er zu sagen. Anajinn klopfte ihm auf die Schulter. Sie konnte das schlechte Gewissen sehen, das ihm ins Gesicht geschrieben war, selbst in seine leeren Augen. „Sie werden keine Gnade zeigen, wenn sie Euch finden. Versteckt Euch gut“, sagte sie. Endlich schaffte er es, sich in einen schlurfenden, schwankenden Laufschrift zu zwingen, seine Hände vor sich ausgestreckt.

„Versteckt Euch gut“, flüsterte Anajinn. Sie hatte ihm nicht gesagt, er solle die Stadt verlassen. Sie wusste so gut wie jeder andere, dass die meisten Menschen bei klarem Verstand es nicht wagen würden, ohne eine gut ausgestattete Karawane die Wüste von Kehjistan zu durchqueren. Ein blinder Mann, ein darüber hinaus *gerade erblindeter* Mann, wäre chancenlos.

Um Reyther und den Rest der Stadt in Sicherheit zu bringen, mussten die Paladine sterben.

Sie konnte sehen, wie Cennis humpelte, als er sich dem Knappen näherte. Das Mädchen huschte in die Reichweite des Paladins und wieder hinaus. Sie trug keine Rüstung und nutzte ihre Wendigkeit zu ihrem Vorteil. Sie brachte dem zweiten Paladin eine kleine

Wunde am Arm bei, während sie eine Wand der Macht aufzog, um seinen Angriff aufzuhalten.

Anajinn stolperte ins Getümmel, grimmig lächelnd. Was für eine Herrin wäre sie, wenn sie ihrem Knappen den ganzen Spaß überließe?

„Hier entlang, Lilsa“, sagte Bea. Es fiel ihr schwer, ihre Stimme ruhig zu halten, aber es gelang ihr. Sie drückten sich an der Wand des Handelspostens entlang, der Straße entgegen. „Nur noch ein kleines Stückchen.“

Lilsa klammerte sich an ihre Hand und sah verängstigt aus, aber sie weinte weder noch schrie sie. „Wird der Kreuzritter die bösen Männer schlagen?“

„Absolut“, sagte sie mit mehr Bestimmtheit als sie selbst verspürte. „Gehen wir deinen Vater finden.“ Sie hatte gesehen, wie Reyther in Richtung der anderen Straßenseite stolperte. Angst kochte in ihrer Magengrube hoch; er hatte schwer verletzt und verwirrt ausgesehen.

Ein donnerndes Tosen übertönte alles – ein langes, ausgedehntes Krachen, erfüllt vom Geräusch berstender Holzleisten und brechender Mauern. Bea erstarrte, bis der Lärm sich gelegt hatte und nur das Kampfgetöse die Luft erfüllte.

Sie lugte um die Ecke und ihr Atem stockte.

Der Oasengasthof, ihr Zuhause, ebenso wie die neue Apotheke nebenan waren vollkommen zerstört. Ein heftiger Einschlag hatte beide Gebäude von ihren Fundamenten gerissen. Bea flüsterte ein Gebet. Sie glaubte, den Doktor und seine Frau vorhin bei der Flucht aus der Apotheke gesehen zu haben. Das hoffte sie.

Auf der anderen Straßenseite, durch eine Gasse hindurch, sah Bea jemanden herumtorkeln und nach den Mauern tasten. *Reyther*. Um ihn zu erreichen, würden Bea und Lilsa die Straße überqueren müssen, für die Kämpfenden leicht zu sehen.

Sie werden ganz Caldeums Rast in Schutt und Asche legen, wenn es noch länger so weiter geht, sagte sich Bea. Hinter einem Gebäude Schutz zu suchen schien zwecklos zu sein, wenn man die Kräfte bedachte, mit denen sie um sich warfen. Hinüberzugehen war vermutlich nicht viel gefährlicher, als stehen zu bleiben.

Sie atmete tief ein und hob Lisa auf ihre Arme. „Bereit, zu deinem Vater zu gehen?“, fragte sie. Lilsa nickte.

„Dann los“, sagte sie und rannte auf die Straße.

Knurrend schleuderte Cennis weiter Hammer um Hammer auf die beiden Ketzerinnen. Wieder und wieder fing die gerüstete seine Schläge ab, und die jüngere tänzelte aus dem Weg.

Plötzlich trat das Mädchen vor und holte zu einem Hieb aus. Ihr Schwert prallte von der Plattenrüstung an seinem Unterarm ab. Es war reines Glück, dass sie ihm nicht den Arm

an seinem ungeschützten Ellbogen abgetrennt hatte. Er ließ sie wieder aus seiner Reichweite springen und formte einen weiteren Hammer. Dieses Mal hinter ihr.

Der Knappe wirbelte herum. Sie hob ihre Hände, um den Angriff abzuwehren, aber Cennis brach ihn ab und schleuderte einen weiteren Hammer direkt aus seiner Brust. Sie drehte ihr Schwert, und der Hammer prallte gegen Stahl statt Fleisch – dennoch schleuderte der Aufprall sie einige Dutzend Schritte zurück. Mit einem Lächeln wandte Cennis seine gesamte Aufmerksamkeit dem Kreuzritter zu. Anajinn. Sie kämpfte noch immer verbissen und starrte beide Paladine mit kalter Entschlossenheit an, doch die Kraft hinter den Schlägen wurde schwächer. Das sollte sie auch, so wie alle Feinde der Hand von Zakarum schwächer wurden, wenn sie sich der Rechtschaffenheit stellen mussten. Sie schlug mit ihrem Streitflegel – ein-, zwei-, dreimal – und verfehlte um mehrere Schritte.

„Zeit, zu sterben“, sagte er.

„Wie Ihr meint“, antwortete sie. Und plötzlich waren da zwei Kreuzritter ... drei ... vier ... sie *stürmten vor* ...

Mit einem Schrei schlug Cennis ungestüm um sich, während zwei neblige, durchscheinende Gestalten auf ihn zu schritten, jede von ihnen mit einem Streitflegel, der durch die Luft pfiiff. Seine Angriffe trafen beide, und sie verflogen wie Rauch in einer Brise.

Der andere Paladin war nicht so schnell. Zwei weitere Anajinns schlangen ihre Streitflegel, und Stücke des Mannes flogen in entgegengesetzte Richtungen. Der Nebel

verflog, und nur eine Anajinn war übrig. Sie lehnte sich erschöpft auf ihren Schild, bedachte Cennis jedoch mit einem kleinen, wilden Grinsen.

„Sagt mir, Paladin“, sprach sie. „Mussten Eure Ältesten Euch in die Umklammerung des Bösen schleifen oder seid Ihr freiwillig gegangen?“

Cennis starrte sie mit irren Augen an. Der Knappe kehrte in den Kampf zurück – langsam und unter Schmerzen, aber unaufhaltsam. Einige Momente lang stand er nur da. Dann wandte er sich um und floh, humpelnd und blutend.

Er hörte Anajinn aufstöhnen. „Zwingt mich nicht, Euch hinterherzulaufen“, rief sie. Er fletschte die Zähne. Zorn und Angst kämpften in seinem Geist. *Muss fliehen. Muss sie töten. Muss ... muss ...*

Die Straße hinunter lief eine Gestalt in eine Gasse. Cennis folgte ihr.

Anajinn ließ ihren Knappen aufholen. „Das hätte schlechter laufen können“, bemerkte der Kreuzritter mit einem gequälten Lächeln.

Ihr Knappe war außer Atem. „Der Paladin ... Frau des Gastwirts“

Anajinns Lächeln verflog. „Wo?“ Der Knappe zeigte auf eine Gasse vor ihnen. Cennis verschwand darin.

Irgendwie fanden sie die Kraft, ihm nachzulaufen.

„Reyther“, sagte Bea, ihre Hände auf seine Wangen gelegt. „Was haben sie dir angetan?“

Seine weißen Augen rollten in seinem Kopf. „Ich kann nicht sehen“, sagte er. Seine Stimme war angestrengt. Er umklammerte ihre Handgelenke, als hätte er panische Angst davor, dass sie losließe. „Er hat ... Ich kann nicht sehen. Bist du verletzt? Lilsa? Ist sie hier?“

„Ich bin hier“, sagte Lilsa. Die Augen des Kindes waren geweitet und glänzten vor Tränen.

Reyther ging in die Hocke, sah nicht ganz in die richtige Richtung und tastete blind umher. „Lilsa?“ Endlich fanden seine Hände sie, und er zog sie an sich. Er schaukelte vor und zurück, die Augen nach oben gewandt, als wolle er Beas Blick erwidern. „Es tut mir leid“, krächzte er. „Es tut mir so leid.“

„Das ist jetzt egal“, sagte Bea so entschlossen, wie sie konnte. „Ich glaube ...“ Einen Moment lang horchte sie. Die Geräusche des Kampfes waren verklungen. „Ich glaube, der Kampf ist vorbei.“

„Wer hat gewonnen?“, flüsterte Reyther.

Bea öffnete den Mund, um *Ich weiß es nicht* zu sagen, doch eine andere Stimme schnitt ihr das Wort ab. „Die Hand von Zakarum gewinnt immer, Abschaum.“

Lilsa schrie.

Der Schrei war eindeutig. Ein Kind. „Geh außen herum“, sagte Anajinn sanft.

Ihr Knappe schüttelte den Kopf. „Ich weiche dir nicht von der Seite.“

„Und das war keine Bitte. Geh außen herum.“ Die Stimme des Kreuzritters war nicht mehr sanft. Zögerlich nickte der Knappe und humpelte um das Gebäude herum – allem Anschein nach war es die Werkstatt eines Fassbinders.

Anajinn hoffte, dass der Gastwirt und seine Familie bereits geflohen waren. Aber sie verließ sich nie auf Hoffnungen. „Paladin!“ rief Anajinn. „Habt Ihr wirklich vor, Unschuldige in unseren Kampf zu verwickeln?“

Ein Schatten erschien am Rand der Gasse. „In dieser Stadt gibt es keine Unschuldigen“, sagte eine wutentbrannte Stimme. „Nicht, wenn sie deinesgleichen Unterschlupf bietet.“

Anajinn spannte das Kinn an und erhob ihren Schild. Sie vermutete, dass es sinnlos sein würde, an seine Gnade zu appellieren. Seinen Stolz anzustacheln dagegen ...

„Verbergt Ihr Euch also in der Dunkelheit?“ Sie musste ihn hervorlocken, um ihrem Knappen die Möglichkeit zu geben, ihn zu flankieren. „Ist das die Art und Weise, auf die *Diener des Glaubens* kämpfen?“

Mit einem wilden Knurren trat er vor. Anajinn fühlte ihr Herz sinken. Sein linker Arm war um Beas Kehle geschlungen. Seine rechte Faust hielt er kurz vor ihrem Ohr. Noch

schlimmer: Bea hielt Lilsa im Arm. Das Mädchen klammerte sich um den Körper ihrer Mutter und starrte den Mann an, der sie beide als Geisel hielt.

Funken stoben von der rechten Faust des Paladins. Bea zuckte nicht mit der Wimper, selbst als die Funken ihre Haut trafen. *Gut*, dachte Anajinn. *Zeigt ihm nichts. Zeigt Eurer Tochter nichts.*

„Wie stolz wären Eure Ältesten, wenn sie Euch jetzt sehen könnten?“ fragte Anajinn.

„Wie stolz wäre die Gemeinde in den Tempeln von Travincal, wenn sie sehen würden, wie ein Champion ihres Glaubens sich hinter einer Schwangeren und einem Kind versteckt?“

Cennis lachte; es klang verzweifelt. „Es gibt keine Gemeinde. Nicht mehr. Travincal ... ich glaube, ich habe auch keine Ältesten mehr. Aber ich werde die Aufgabe ausführen, die sie mir zugewiesen haben.“

„Und was wäre diese Aufgabe?“

„Ketzer. Es gibt immer so viele Ketzer. Ich weiß, was du bist.“ Sein halb verrücktes Gelächter hallte durch die Straße. „Das wissen nur wenige in meinem Orden. Aber ich weiß es. Du glaubst, wir wären verderbt. Verdammt. Aber Du und deinesgleichen, Kreuzritter, ihr seid diejenigen, die gegangen sind. Ihr seid weggelaufen. Ihr habt nichts bekämpft. Ihr habt euch in die Sümpfe verkrochen, um euch zu verstecken. Wir sind zurückgeblieben, um uns um das Problem zu kümmern.“

„Ist das, was Eure Ältesten Euch erzählt haben? Sie haben gelogen.“

Es war, als hätte er sie nicht gehört. Sein Gesichtsausdruck verzerrte sich innerhalb weniger Herzschläge von Wut zu Entsetzen. Er schien in eine Entfernung von tausend Meilen und zwanzig Jahren zu starren. „Warum seid ihr weggelaufen? Warum habt ihr mich verlassen?“ Tränen flossen aus seinen Augen. Seine Stimme schien kindlich zu werden. „Was sie mir angetan haben ... wozu sie mich gezwungen haben ... warum habt ihr nicht geholfen? Habt ihr es gewusst? Habt ihr gewusst, was mich erwartet hat? Sie haben mich zum Hass gezwungen. Sie haben mich mit Hass gefüllt.“ Seine Faust zitterte, bewegte sich aber nicht von Beas Kopf weg.

„Wir haben genug gewusst“, sagte Anajinn sanft. „Das Böse hatte die Grundfeste der Zakarum schon eingenommen. Wir konnten sie nicht retten. Nicht allein. Also haben wir uns auf die Suche nach etwas gemacht, das es konnte.“

„Habt ihr es gefunden?“ Wieder diese Kinderstimme. Hoffnungsvoll.

„Noch nicht“, sagte Anajinn.

„Dann war es umsonst. Alles umsonst.“ Cennis schien kurz davor zu sein, zu schluchzen.

Dann verschwand das Kind und der Paladin kehrte zurück. Sein Blick verhärtete sich.

„Lege deine Waffe nieder, Kreuzritter. Senke deinen Schild. Lege deine Rüstung ab.

Sonst werde ich sie töten.“ Sein Arm legte sich fester um Beas Kehle. Ihre Augen suchten Anajinns und flehten stumm, nicht um ihr Leben, aber um das von Lilsa.

Reyther kroch aus der Gasse, den Kopf drehend, ins Nichts starrend. „Nein“, rief er.

„Meine Familie. Gnade. Bitte. *Gnade!*“

„Tu es, Kreuzritter!“

Anajinn konnte sehen, wie ihr Knappe um die Ecke des Fassbinder-Gebäudes lugte, hinter Cennis. Sie konnte auch sehen, wie sie langsam den Kopf schüttelte. Anajinn atmete aus. Ihr Knappe konnte nichts tun, nicht, während der Paladin in voller Rüstung war und Geiseln festhielt. Jeder Angriff, der stark genug gewesen wäre, um ihn zu töten, würde sie alle töten.

Ein Gefühl des Friedens überkam sie. Sie ließ den Schaft ihres Streitflegels aus ihren Fingern gleiten. Er purzelte zu Boden.

„Ich möchte Euch etwas wissen lassen, Cennis.“ Sie steckte ihren Schild fest in den Sand. Er stand aufrecht. „Ich möchte, dass Ihr Hoffnung habt.“ Ihre Handschuhe fielen als nächstes in den Sand. Dann ihre Brustplatte. Das einfache, gewebte Hemd, das sie darunter trug, war noch immer von Schweiß und Blut getränkt. „Ich habe nicht gefunden, wonach ich gesucht habe. Ebenso wenig wie meine Herrin, oder ihre Herrin vor ihr.“ Ihre Schulterplatten fielen. Dann ihre Beinschützer. „Aber dennoch bereue ich nichts. Jemand wird finden, was wir brauchen. Der Glaube wird geläutert werden. Und was auch immer Ihr mir antut“ – sie schleuderte ihre Stiefel achtlos von sich – „so habe ich doch das Ende meiner Reise noch nicht erreicht. Mein Kreuzzug wird weitergehen.“

Anajinn sah, wie kindliche Hoffnung über Cennis' Gesicht zuckte. Der Moment war schnell verflogen. Nur kalte Mordlust blieb. Der Paladin streckte seinen rechten Arm aus, und ein leuchtender Hammer sprang ihr entgegen.

Ihre Augen blieben geöffnet, und sie lächelte bis zum letzten Moment.

Bea schloss fest die Augen. Einen Moment später erstarb das Geräusch. Der Arm des Mannes glitt von ihrer Kehle.

„Wage es nicht, dich zu bewegen, Weib“, knurrte der Paladin in ihr Ohr. Sie nickte, aber er war bereits auf Anajinn zugegangen.

Jedenfalls auf das, was von ihr übrig war. Bea drückte Lilsa an sich und hinderte sie daran, ihren Kopf zu wenden und den Anblick zu erleben. Tränen stiegen ihr in die Augen.

„Sieht für mich aus wie das Ende deiner Reise“, feixte der Paladin. Er trat nach der Brustplatte des Kreuzritters. „Sieht aus, als wäre deine Suche beendet.“

„Das ist sie nicht.“

Bea und der Paladin wandten sich gleichzeitig zu der Stimme um. Der Knappe stand mit erhobenem Schwert da. Mit einem Brüllen schleuderte der Paladin einen Hammer auf sie.

Es gab einen enormen Aufprall von Lärm und Raserei, und eine riesige, wogende Feuerwolke flammte dort auf, wo noch einen Moment zuvor das Mädchen gestanden hatte. Der Knappe des Kreuzritters selbst war spurlos verschwunden.

Einen winzigen Augenblick lang.

Licht fuhr von oben herab. Der Knappe ging mit ihm nieder. Der Paladin sah es kommen, und ein kindlicher Ausdruck der Erleichterung huschte über sein Gesicht.

Und dann war es vorbei.

Das Mädchen kniete sich neben ihre Herrin und flüsterte etwas. Bea konnte es nicht hören. Aber die Lichtschimmer, die in den Sand fielen, ließen keine Zweifel. Tränen.

Das Mädchen stand auf. Sie ergriff Anajinns Schild.

„Bea?“ krächzte Reyther. „Bea? Bist du verletzt?“

Bea lief zu ihm hinüber. „Mir geht es gut. Lilsa geht es gut.“

„Anajinn?“ Seine Stimme zitterte. „Ist sie —?“

„Ich bin hier“, sagte der Knappe. Bea sah sie verwirrt an.

Reyther neigte den Kopf. „A-Anajinn? Seid Ihr das?“

„Ja“, sagte der Knappe. Sie legte den Rest der Kreuzritterrüstung an und trat zu dem erblindeten Mann hinüber. Vorsichtig legte sie eine Hand auf seine Stirn und öffnete Anajinns Buch der Gesetze. Leise begann sie, eine andere Passage zu rezitieren. Reyther blinzelte mehrmals. Sein Kopf drehte sich hin und her. Seine Augen waren nicht mehr nur weiß. Seine wiederhergestellten Pupillen huschten umher. Der Knappe seufzte. „Das ist alles, was ich tun kann. Geht es Euch gut?“

Reyther sah Bea direkt an. „Ich kann ... es ist nicht ... Es ist verschwommen“, sagte er und kniff die Augen zusammen. Er sah das Mädchen an. „Danke, Anajinn.“ In seiner Stimme lag noch immer Unsicherheit. Bea erkannte, dass er wohl die Form ihrer Rüstung sehen konnte, aber nicht viel mehr. „Ihr klingt so anders.“

„Vermutlich“, sagte sie.

V

„Das ist es, was der Schwur beinhaltet“, sagte Anajinn. „Es geht um die Hingabe an die Suche. Um die Verpflichtung, den Glauben zu retten, selbst wenn man selbst nicht derjenige ist, der ihn rettet.“

Reyther lauschte angestrengt, vornüber gebeugt, mit schmerzdem Rücken. Die Worte des Kreuzritters in der Bibliothek waren gedämpft aber hörbar, selbst bei geschlossener Tür. Als das Gasthaus vor fast zwanzig Jahren neu gebaut wurde, hatte er sich mit dünneren Wänden zufrieden geben müssen. Er hatte die Hälfte des Grundstücks verkauft, um dafür zu bezahlen. Opfer waren gebracht worden. Dennoch würde das Gasthaus seinen früheren Glanz nie wieder erreichen.

„Ich glaube, ich verstehe“, sagte Lilsa. Sie war übergücklich gewesen, Anajinn zum ersten Mal seit ihrer frühen Kindheit wiederzusehen. Über Tage hinweg hatte sie stundenlang bei dem Kreuzritter gesessen und sich mit ihr unterhalten. „Es ist nicht die Hoffnung, sondern das Ziel. Deshalb wird der Name des ursprünglichen Kreuzritters weitergegeben. Ihr versucht, ihrem Opfer gerecht zu werden.“

„Das ist einer der Gründe“, sagte Anajinn.

Reyther fühlte Schmerzen in seinem Magen. Leise setzte er sich auf die Treppe; seine Gelenke knackten. Er wollte nicht, dass sie merkten, dass er sie belauschte. Seine Hände, seit langer Zeit vom Alter gekrümmt, öffneten und schlossen sich reflexartig. Sein Herz hämmerte und Schweiß tropfte von seiner Stirn.

„Bist du sicher, dass das etwas ist, dem du dich wirklich hinzugeben bereit bist, Lilsa? Meine Herrin hat mir einmal gesagt: Wenn du dieses Leben wählst, kannst du es dir zu Eigen machen, du kannst es verfluchen, aber du darfst es niemals bereuen. Unsere Art lebt selten lang, und die Jahre, die wir mit Glück überleben, sind voller Entbehrungen.“

„Ja“, sagte Lilsa bestimmt. Reyther kniff die Augen zu und unterdrückte ein Stöhnen. „Ich möchte mit auf die Suche gehen, nach ...“ Sie hielt inne. „Wohin würden wir zuerst gehen?“

„Um ehrlich zu sein, habe ich in den letzten Tagen meine Pläne geändert“, sagte Anajinn. „Ich habe gehört, dass über Neu-Tristram ein Stern gefallen ist. Alpträume durchstreifen das Land. Ich vermute, dass ich nicht der erste Kreuzritter bin, der dort eintreffen wird, aber vielleicht können wir uns nützlich machen.“

Lilsa klatschte vor Aufregung in die Hände. Die Tür der Bibliothek flog auf, und Reyther erhob sich schnell und tat so, als würde er die Treppe herunterschlurfen, als würde er nur zurück in den Schankraum gehen. Er versuchte, den Schrecken in seinem Gesichtsausdruck zu verbergen. Tausend Wörter rasten durch seine Gedanken und formten Zurechtweisungen, Warnungen, Weigerungen, Ultimaten. Alles, was Lilsa umstimmen könnte, sie zur Vernunft bringen könnte.

Nichts davon, das wusste er, wäre er mutig genug auszusprechen.

„Vater“, sagte Lilsa. „Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen.“

„Vermutlich hast du das“, sagte er.